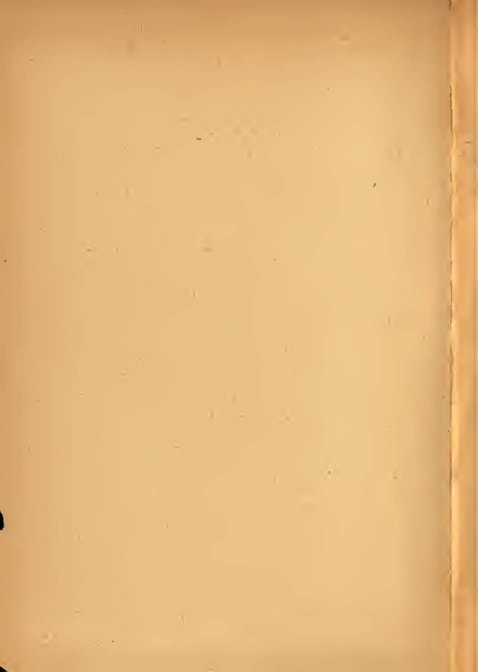
DIE LETZTEN TAGE
der Reichskanzlei



VON GERHARD BOLDT

IM ROWOHLT VERLAG
Hamburg Stuttgart

1947



GERHARD BOLDT

DIE LETZTEN TAGE DER REICHSKANZLEI

ROWOHLT
HAMBURG · STUTTGART

Bearbeitet von ERNST A. HEPP

2. Auflage

Umschlagzeichnung: JOHN A. KRAUSE

Satz und Druck:
GIRARDET & CO., HAMBURG

Printed in Germany

JULI 1947

INHALTSVERZEICHNIS



VORWORT

Noch sind wir betäubt von dem furchtbaren Unglück, das über uns hereingebrochen ist; Millionen Deutscher haben Mühe, das nackte Leben zu erhalten, andere verbluten an den materiellen und geistigen Wunden, die der Krieg geschlagen hat. Sollen wir jetzt schon an diesen Wunden rühren? Diese Frage bewegte mich, als ich im Internierungslager dem jungen Rittmeister gegenübersaß, der so spannend erzählte. Es war nur ein kleiner zusammengewürfelter Kreis von Zuhörern, automatisch Verhafteten oder zu Verhörzwecken Internierten, Nazis und Antinazis. Der Zufall hatte diesen jungen Offizier drei Monate vor Kriegsende in die unmittelbare Umgebung Adolf Hitlers geführt. Was da vor unseren Augen abrollte war ein Film von der mörderischen Schlacht um Berlin, vom Kampf seiner letzten Verteidiger und den unsäglichen Leiden der Zivilbevölkerung, und dahinter ein grauenhaftes Bild von ehrgeizigen Intrigen, feigem Kadavergehorsam, skrupellosem Egoismus und von dem geistigen und körperlichen Zerfall jenes Mannes, der das deutsche Volk in die größte Katastrophe seiner Geschichte geführt hat.

Die Reaktion der Zuhörer war verschieden. Da gab es in der Tat immer noch Unbelehrbare, die nichts von ihrer vorgefaßten Meinung abbringen konnte. Und es gab solche, die wohl bis zum bitteren Ende an ihren Führer und die Fanfaren Goebbels' geglaubt hatten wie an die Bibel. Sogar die Bilder von Belsen und Buchenwald hatten sie als „Propaganda" abgelehnt. Vor diesem Tatsachenbericht eines Augenzeugen aber stürzte die Welt ihrer Ideale und Illusionen zusammen, und nichts blieb übrig für eine neue Legende, nicht einmal für jenes bequeme Wörtchen „Verrat". Und es gab andere, die sich dem Terror der Gestapo hatten beugen müssen und hier nur bestätigt fanden, was sie längst gewußt oder geahnt hatten. Sie alle wollten Klarheit haben, um endlich die Schlußbilanz unter die Vergangenheit setzen zu können, sie wollten die Wahrheit, nichts als Wahrheit.

Gewiß, der Abstand von den Ereignissen ist noch zu gering, die Zeit noch nicht reif, um schon jetzt historische Werturteile zu fällen. Ehe wir daran gehen, die Geschichte des

zweiten Weltkrieges und der Führer des Dritten Reiches zu schreiben, muß noch viel sachliche Aufklärungsarbeit geleistet werden. Was wir hier aus dem Munde des Rittmeisters Boldt hörten, war zwar nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Ganzen, aber es war ein Beitrag zu dieser Aufklärung. Und so bat ich ihn nach dem Vortrag, seine Eindrücke und Erlebnisse niederzuschreiben, um dem deutschen Volk in seinem Suchen nach Wahrheit zu helfen. Daraus ist dieses Büchlein dann entstanden.

Gerhard Boldt erzählt mit der Unvoreingenommenheit eines Frontoffizers, der sich nie um Politik gekümmert hat, und der, wie viele Millionen deutscher Soldaten, der Führung in gutem Glauben gefolgt war. Als Kavallerist hatte er schon an den schweren Kämpfen zwischen Sedan und Montmedy in der Maginot-Linie teilgenommen und die Eroberung von Toul auf dem Pferderücken mit dem Säbel in der Hand erlebt. Der Rußland-Feldzug führte ihn durch die baltischen Staaten nach Leningrad, an den Wolchow, in die Schneehölle von Demjansk, in die Pripjet-Sümpfe und südostwärts des Ilmensees. Dort verdiente er sich auch das Ritterkreuz. Fünfmal war er im Laufe der Kämpfe verwundet worden, aber nach kurzer Unterbrechung in Deutschland und in Ungarn als Führer des Verbindungsstabes zu der ungarischen Kavalleriedivision, war er wieder nach Rußland zurückgekehrt und hatte die verbissenen, zerstörenden Kämpfe des langen Rückzuges in vorderster Linie miterlebt. Auf Grund seiner Auszeichnungen, vor allem seines goldenen Verwundetenabzeichens, wurde er im Januar 1945 als Rittmeister zum 1. Ordonnanzoffizier beim Chef des deutschen Generalstabes, Generaloberst Guderian, befohlen und später als solcher von General Krebs übernommen. Am 26. Januar 1946 wurde er von den Engländern verhaftet, um über die letzten dramatischen Monate und Wochen, besonders über die letzten Tage mit Hitler im Bunker der Reichskanzlei, vernommen zu werden. Bei seiner Entlassung wurden ihm keinerlei Beschränkungen, auch nicht in bezug auf seine Aussagen, auferlegt.

Der Bericht beginnt mit dieser letzten Epoche des Krieges.

ERNST A. HEPP

Reichenberg, im Dezember 1946.

DIE LETZTEN TAGE DER REICHSKANZLEI



LAGEBESPRECHUNG IN DER REICHSKANZLEI

Es ist Anfang Februar 1945. Kalt und verlassen liegt der Wilhelmplatz. Wohin das Auge schweift, fällt es auf ausgebrannte Mauerreste, leere Fensterhöhlen, hinter denen sich Trümmerfelder ausbreiten. Von dem entzückenden Barockpalais der alten Reichskanzlei, Symbol des wilhelminischen Zeitalters, steht nur noch die schwerbeschädigte Vorderseite. Der einst mit Blumenbeeten gezierte Vorgarten ist mit Trümmern besät. Die einzige noch erhaltene Fassade gehört der neuen Reichskanzlei mit dem kleinen, eckigen Balkon, auf dem Adolf Hitler einst die stürmischen Beifallskundgebungen der Berliner Bevölkerung entgegennahm. Immer noch wuchtig und drohend, im strengen Stil des Hitlerschen Deutschlands, erstreckt sich die große Front der „Kanzlei des Führers", vom Wilhelmplatz, die ganze Voßstraße entlang bis zur Hermann-Göring-Straße. Die Soldaten des Wachbataillons Berlin, ausgesucht junge und große Kerle, wie sie schon längst aus dem Straßenbild der deutschen Städte verschwunden sind, stehen noch auf ihren hölzernen Postamenten und präsentieren das Gewehr, so oft ein Offizier in Sichtweite kommt. Die eisernen Deckel der großen Heberampen, die bei Luftangriffen die Zugänge zu den Bunkern verschließen, sind halb geöffnet. Hier fanden während der letzten Jahre jede Nacht Hunderte von Berliner Kindern mit ihren Müttern als „Gäste des Führers" Schutz gegen Bomben. Aber seit einigen Wochen ist Hitler selbst in die unterirdische Bunkerstadt eingezogen.

Es ist das erstemal, daß ich mitgenommen werde zur sogenannten Führerlage, einer täglich stattfindenden, rein militärischen Besprechung der drei Wehrmachtteile, Heer, Luftwaffe und Marine, bei Hitler. Auf diesen Konferenzen werden Ereignisse und Entschlüsse besprochen, die die Kampfführung zu Lande, zu Wasser und in der Luft betreffen. Heute soll ich eingeführt und vorgestellt werden.

Der große Mercedes hält vor den riesigen viereckigen Säulen des rechten Hauptportals, des Wehrmachteinganges. Die Reichskanzlei hat zwei Eingänge, die — beinahe symbolisch — streng geschieden sind. Das Portal des linken Flügels ist

für die Partei, das des rechten für die Wehrmacht bestimmt. Generaloberst Guderian, der Chef des deutschen Generalstabes, sein Adjutant, Major Freytag von Loringhoven, und ich steigen aus. Die beiden Posten präsentieren. Wir grüßen, steigen die zwölf Stufen zum Portal hinauf — jede Stufe zählend, scheint es mir, als ob sie einen wichtigen Schritt meinem Schicksal entgegen bedeute — und treten durch die von einer Ordonnanz geöffnete schwere eichene Tür in das Innere der Kanzlei. Die hohe Halle wirkt im Licht einiger spärlicher fader Lampen noch nüchterner und kälter, als sie an sich schon ist. Mit den zunehmenden Luftangriffen auf Berlin sind Bilder, Teppiche und Gobelins verschwunden. Viele große Fensterscheiben sind durch Pappe oder Holz ersetzt. In der Decke und in einer der Seitenwände klaffen lange, breite Mauerrisse. In Richtung auf die alte Reichskanzlei ist eine neue Wand aus Sperrholz gezogen worden. Ein livrierter Diener fragt nach meinem vorschriftsmäßigen Ausweis. Da ich weder einen solchen noch eine entsprechende Legitimation besitze, wird mein Name im großen Anmeldebuch kontrolliert. Dann läßt man mich passieren. Der Baron geht mit mir die wenigen Schritte zur Wehrmachtadjutantur und stellt mich dem Heeresadjutanten, Oberstleutnant i. G. Borgmann, vor. Er erkundigt sich bei ihm, ob die Lagebesprechung im Arbeitszimmer Hitlers oder im Bunker stattfindet. Da im Augenblick keine Luftgefahr für die Reichshauptstadt besteht, ist sie für das große Arbeitszimmer angesetzt. Bei Luftgefahr für die Reichshauptstadt wird der Bunker unter der Reichskanzlei benutzt.

Um zu unserem Bestimmungsort zu gelangen, müssen wir durch zahlreiche Gänge und Nebenräume schreiten. Der direkte Weg ist schon seit längerer Zeit nicht mehr benutzbar, da Teile der Kanzlei durch Bomben stark beschädigt sind. So ist zum Beispiel die große Ehrenhalle durch Bomben fast vollständig zerstört. Am Anfang eines jeden Durchganges stehen SS-Wachen, und jedesmal müssen wir uns neu ausweisen. Jener Flügel der Reichskanzlei jedoch, in dem das große Arbeitszimmer liegt, ist noch ganz unbeschädigt und einer der wenigen Teile des Riesengebäudes überhaupt, der noch voll benutzt wird. Der Fußboden des langen Ganges ist spiegelblank, die Wände sind noch geschmückt mit Gemälden,

auf beiden Seiten der hohen Fenster hängen lange, schwere Vorhänge.

Vor dem Vorzimmer zum großen Arbeitssaal eine neue, noch schärfere Kontrolle. Hier stehen mehrere SS-Offiziere und mit Maschinenpistolen bewaffnete Wachmannschaften der SS. Der Generaloberst, der Major und ich müssen unsere Waffen ablegen. Zwei der wachhabenden SS-Offiziere nehmen uns die Aktentaschen mit den Vortragsunterlagen ab und untersuchen sie gründlichst nach Waffen und Sprengstoffen. Seit dem Attentat vom 20. Juli sind Aktentaschen besonders verdächtig. Selbstverständlich müssen wir uns auch hier wieder ausweisen. Eine Körpervisitation wird nicht vorgenommen, aber die Blicke der SS-Offiziere gleiten an unseren enganliegenden Uniformen auf und ab.

Wir sind zu früh gekommen, es ist erst 15.45 Uhr, und das Vorzimmer ist fast leer. Drei SS-Ordonnanzen lehnen gegen die mit Getränken und belegten Brötchen gefüllte Anrichte. An der gegenüberliegenden Tür zum Arbeitszimmer stehen drei weitere SS-Offiziere mit Maschinenpistolen. Der Generaloberst benützt die Wartezeit und ruft noch einmal bei der Operationsabteilung des Oberkommandos in Zossen an, um die letzten Neuigkeiten von der Ostfront zu erfahren. Wir warten. Endlich kommt der SS-Sturmbannführer Günsche, der persönliche Adjutant Hitlers, und teilt uns mit, daß wir sogleich in das Arbeitszimmer gehen könnten. Hitler habe eine Besprechung mit Bormann, die in wenigen Augenblicken beendet sei. Bald darauf wird die Tür zum Arbeitszimmer geöffnet, und der Reichsleiter Martin Bormann erscheint.

Das also, fährt es mir durch den Kopf, ist der Mann, der einen so entscheidenden Einfluß auf Hitler ausüben soll, der böse Geist hinter den Kulissen. Der Mann, der jetzt durch die Tür tritt, ist etwa 45 Jahre alt, knapp mittelgroß, vierschrötig, untersetzt und stiernackig. Er wirkt fast wie ein Schwerathlet. Das runde Gesicht vermittelt durch die kräftigen Backenknochen und breitgezogenen Nasenflügel einen energischen und brutalen Ausdruck. Sein schwarzes, glattes Haar trägt er nach hinten gescheitelt. Seine dunklen Augen und sein Mienenspiel verraten Verschlagenheit und kalte Rücksichtslosigkeit.

Wir grüßen und gehen an ihm vorbei in das große Arbeitszimmer. Der Eindruck ist überraschend. Fast die gesamte

Bodenfläche dieses hohen und weiten Saales ist mit Teppichen belegt. Im Verhältnis zur Größe des Raumes stehen nur wenige Möbel darin. Die Wand, die zur Gartenseite hin liegt, ist von schmalen bis auf den Boden reichenden Fenstern und einer Glastür unterbrochen. Zu beiden Seiten der Fenster hängen graue Vorhänge. Vor der Mitte dieser Wand steht der Schreibtisch Hitlers, der schwer und massiv gearbeitet ist. Der schwarz gepolsterte Schreibtischstuhl ist so gestellt, daß man in den Garten blicken kann. Neben vielen Zeichenstiften, eine Schreibtischgarnitur und zwei ungewöhnlich großen Briefbeschwerern sowie einem Telephonapparat und einer Klingelanlage liegt nichts auf der Schreibtischplatte. Vor den Wänden zur Rechten und zur Linken stehen runde Tische mit schweren ledergepolsterten Stühlen.

Der Baron und ich legen die großen Generalstabskarten in der geplanten Vortragsfolge auf den Schreibtisch. Zu oberst liegen die Karten der Balkanfront, zu unterst die der Kurlandfront. Während der wenigen Minuten unserer Geschäftigkeit steht der persönliche SS-Adjutant Hitlers hinter uns und beobachtet uns scharf. Gemeinsam verlassen wir wieder das Arbeitszimmer. Es ist mittlerweile 16 Uhr geworden, und im Vorzimmer haben sich die meisten an der Besprechung teilnehmenden Herren versammelt. Sie stehen oder sitzen in Gruppen beisammen, unterhalten sich, essen belegte Brote und trinken Bohnenkaffee oder Schnaps dazu. Der Chef winkt mich zu sich heran, um mich vorzustellen. Um ihn herum stehen der Generalfeldmarschall Keitel, Generaloberst Jodl, Großadmiral Dönitz und Bormann. Gleich daneben steht die Gruppe ihrer Adjutanten. In einer Ecke neben einem kleinen Tisch, auf dem ein Telephongerät steht, spricht Himmler mit dem General der Waffen-SS Fegelein, dem ständigen Vertreter Himmlers bei Hitler. Fegelein ist mit einer Schwester Eva Brauns verheiratet, der späteren Frau Hitlers. Sein ganzes Gebaren trägt schon jetzt den überheblichen Charakter eines Schwagers des deutschen Staatsoberhauptes zur Schau. Kaltenbrunner, der gefürchtete Chef des Reichssicherheitshauptamtes, steht etwas abseits, allein, mit einem Schriftstück beschäftigt. Der ständige Vertreter des Reichspressechefs bei Hitler, Lorenz, plaudert mit dem Standartenführer Zander, Bormanns Vertreter. An einem runden Tisch in der Mitte des Vorzimmers sitzt Reichsmarschall Göring mit den

Offizieren seines Stabes, den Generalen Koller und Christians. Der Chefadjutant Hitlers, General Burgdorf, geht jetzt durch das Vorzimmer und verschwindet im Arbeitszimmer. Bald darauf erscheint er wieder in der geöffneten Tür: „Der Führer läßt bitten!" Göring geht voran, und dann reihen sich alle anderen der Rangordnung nach hinter ihm ein.-

Hitler steht allein in der Mitte des großen Raumes, dem Vorzimmer zugewandt. So wie sie ankommen, gehen sie auf ihn zu. Er begrüßt fast jeden einzelnen durch Handschlag, stumm, ohne Worte der Begrüßung. Nur bei diesem oder jenem stellt er eine Frage, die mit „jawohl, mein Führer" oder „nein, mein Führer" beantwortet wird. Ich bleibe in der Nähe der Tür stehen und harre der Dinge, die da kommen sollen. Es ist zweifellos ein außergewöhnlicher Augenblick in meinem Leben. Generaloberst Guderian spricht mit Hitler anscheinend über mich, denn dieser blickt zu mir hin. Guderian gibt mir ein Zeichen, ich gehe auf Hitler zu. Langsam, stark vornübergeneigt, kommt er schlürfenden Schrittes auf mich zu. Er streckt mir die rechte Hand entgegen und sieht mich mit einem seltsam durchdringenden Blick an. Sein Händedruck ist schlaff und weich, ohne jede Kraft. Sein Kopf wakkelt leicht. Dies ist mir später noch stärker aufgefallen, als ich mehr Muße hatte, ihn zu beobachten. Sein linker Arm hängt schlaff herunter, und die Hand zittert stark. In seinen Augen liegt ein unbeschreiblich flackernder Glanz, der geradezu erschreckend und vollkommen unnatürlich wirkt. Sein Gesicht und die Partie um die Augen machen einen verbrauchten, völlig abgespannten Eindruck. Alle seine Bewegungen sind die eines Greises.

Das ist nicht der kraftstrotzende Hitler, wie ihn das deutsche Volk aus früheren Jahren kannte, und wie ihn Goebbels in seiner Propaganda auch jetzt immer noch schildert. Langsam schlürfend, von Bormann begleitet, geht er an seinen Schreibtisch und setzt sich vor den Berg der zehn Generalstabskarten. Die Besprechung soll heute mit der sogenannten Westlage, also der strategischen Lage im Westen und Süden, beginnen. Dies ist Aufgabengebiet des OKW. Generaloberst Jodl trägt vor. Keitel, obwohl er Chef des OKW ist, steht abseits und macht einen nicht gerade interessierten Eindruck. Bei uns jungen Offizieren hieß er nur der „Reichstankwart". Diese Bezeichnung sollte weniger ein geringschät-

zendes Urteil seiner Person als vielmehr seiner Stellung ausdrücken. Tatsächlich hätte seine Stellung als Chef des OKW nicht besser charakterisiert werden können. Selbständige Befehlsbefugnisse hatte er nur über die Benzinvorräte Deutschlands; in allen anderen, die Wehrmacht angehenden Kompetenzen durfte dieser Vertreter der deutschen Wehrmacht von Hitler nur die Befehle annehmen und sie in die Tat umsetzen.

Jodl beginnt. Jedes Wort, jede Bewegung ist auf die Laune Hitlers abgestimmt. Hitler kann es nicht leiden, wenn man in seiner Gegenwart laut spricht, also trägt Jodl ruhig und gedämpft vor. Er versteht dies ganz ausgezeichnet. Die Lage im Westen steht noch ganz unter dem Eindruck der verlorenen Ardennenoffensive. Auf beiden Seiten wird umgruppiert. Irgendwelche Siegesmeldungen waren nach der katastrophalen Niederlage mit dem besten Willen nicht aufzutreiben, also weist Jodl in seinem Vortrag in sichtlichem Bemühen, Hitler bei Laune zu halten, auf Einzelleistungen von Soldaten hin.

„Mein Führer", sagte er, „an dieser Höhe", und deutet dabei mit seinem Bleistift auf einen Punkt der Karte „hinter dem Dorf Mesenicht, gelang es einem Spähtrupp von vier Mann unter Führung eines Feldwebels, zwei Gefangene einzubringen."

Aber diesmal ist es selbst Hitler zuviel, er unterbricht ihn mit einer Handbewegung, und Jodl fährt fort, von Armeen und Kanonen zu sprechen. In Italien hat der Feind unsere beiden Armeen bis an eine Linie nördlich von Florenz zurückgedrängt. Man merkt deutlich an der Art des Vortrags, mit welchen Schwierigkeiten Jodl zu kämpfen hat. Hitlers Laune ist heute nicht die beste. Jodl versucht es noch einmal. Jetzt weist er auf die Leistungen einer Pionierkompagnie hin, die sich bei Florenz in einem Gegenangriff besonders tapfer geschlagen hat. Kurz und leicht darüber hinweggehend, als bedeute dies im Vergleich zu dem fabelhaften Erfolg dieser Pionierkompagnie gar nichts, serviert er Hitler dann das „Absetzen" mehrerer Divisionen im Abschnitt der Adria. Es geht gut. Die Herumstehenden blicken sich an, man kann geradezu ein Aufatmen verspüren. Jodl ist wie ein geschickter Jongleur; durch seine jahrelange Tätigkeit in Hitlers Umgebung kennt er dessen Stimmungen genau und versteht es hervorragend, seine Vorträge darauf einzurichten. Keitel hat während der ganzen Zeit kein Wort hervorgebracht, auch an der

Schlußbesprechung beteiligt er sich nicht. Es hat ja doch keinen Sinn! Nur Göring gibt manchmal durch dazwischen geworfene Worte seiner Meinung über die Landkriegführung Ausdruck.

Hitler scheint mit dem Vortrag Jodls zufrieden zu sein. Scherzend wendet er sich an den Adjutanten Keitels, den Oberstleutnant von John. „John, achten Sie gut auf die beiden alten Herren, daß sie mir bei den Luftangriffen auch rechtzeitig in den Bunker gehen!" — Ja, ja, es sind zwei gute Befehlsempfänger. Kein Wunder, daß Keitel von manchen auch mit dem boshaften Spitznamen „Lakei-tel" bedacht wird.

Nun folgt die Ostlage. Guderian als Chef des deutschen Generalstabes und somit auch des OKH gibt zuerst einen Überblick über die Gesamtlage an der Ostfront. Die Art seines Vortrages ist knapper, sachlicher und hat nichts von der verbindlichen Art Jodls. Das liegt wohl in erster Linie in seinem Charakter begründet, auf der anderen Seite aber auch in seiner Stellung zu Hitler. Im Jahre 1941, nach dem Scheitern der Moskau-Offensive, war Guderian von Hitler aus dem Dienst entfernt worden. Nach dem Militärputsch vom 20. Juli 1944 wurde General Zeitzler als damaliger Chef des deutschen Generalstabes abgesetzt. Guderian wurde wieder in Gnaden aufgenommen und an seiner Statt auf diesen Posten berufen. Seit diesem Tage war bekanntlich Hitlers Vertrauen in das gesamte Offizierskorps und in den Generalstab sehr stark erschüttert. Guderians Rückkehr stand also nicht gerade unter einem besonders günstigen Stern, trotzdem war das Verhältnis zwischen ihm und Hitler im Laufe der ersten Monate nach seiner Rückkehr noch tragbar gewesen, bis es im Dezember 1944 erneut zu Zusammenstößen kam. Diese Auseinandersetzungen waren auf strategische Meinungsverschiedenheiten zurückzuführen. Immerhin muß es Guderian hoch angerechnet werden, daß er wenigstens den Mut aufbrachte, Hitler zu widersprechen. Er war fast der einzige in dieser ganzen Runde, der noch soviel Zivilcourage besaß.

Selbst nach dem Scheitern der Ardennenoffensive war Hitler von der fixen Idee besessen, er dürfe sich nicht in die Defensive drängen lassen. Er bildete sich ein, unsere Gegner durch offensive Kriegführung über die eigenen Schwächen hinwegtäuschen zu können. Er, Adolf Hitler, mußte immer offensiv bleiben. Offensive um jeden Preis, das war das

politische und militärische Axiom seines Lebens. Sein strategisches Ziel war vorerst, Zeit zu gewinnen! Guderian hielt diese Ideen für falsch, seine Grundauffassung war der Hitlers diametral entgegengesetzt. Er war der Ansicht, daß Deutschlands Fronten viel zu lang waren und unsere Kräfte nicht ausreichten, um auf der einen Seite offensiv zu bleiben und auf der anderen Seite, vor allem im Osten, eine hinreichend starke Verteidigung führen zu können. Unsere Abwehrfronten waren schon überall bis zum alleräußersten gespannt. Als guter Kenner der Ostfronten und des russischen Kräftepotentials sah er die ungeheure Gefahr, die vom Osten her drohte. Sein Hauptziel bestand darin, auf alle Fälle zu verhindern, daß die bolschewistischen Armeen Mitteleuropa überfluteten. Aus dieser Erkenntnis heraus schlug er vor, alle irgendwie zur Verfügung stehenden Kräfte zum Aufbau und zur Stützung einer starken Verteidigungsfront im Osten heranzuziehen. Um dies zu erreichen, mußte selbstverständlich die Westfront geschwächt werden, mußte auf Prestigeerfolge jeder Art verzichtet und die Kurlandfront aufgegeben werden.

Wie war es dann in Wirklichkeit gekommen? Hitler hatte sich geweigert, die Konsequenzen aus dem Scheitern der Ardennenoffensive zu ziehen. Diese Offensive war auf seinen ausdrücklichen Befehl nicht einmal abgebrochen worden, noch viel weniger hatte er erlaubt, freiwerdende Truppen an die Ostfront zu werfen. Es kam, wie der Generalstab vorausgesagt hatte. Am 12. Januar begann die russische Großoffensive an der Weichsel südlich von Warschau mit ungeheuren Kräften. Da unsere Front viel zu schwach war, führte sie nach wenigen Tagen zum völligen Zusammenbruch fast der gesamten Abwehrfront im Osten. Das Generalgouvernement ging verloren, Schlesien, der größte Teil Ostpreußens und die deutschen Provinzen ostwärts der Oder folgten. Die Rote Armee stand bei Küstrin vor den Toren Berlins.

Guderian hatte seinen Vortrag beendet, er grüßte und trat zurück. Ich zog die letzte Vortragskarte vom Schreibtisch. Nun trat General Christians vor, der eine der drei Sekretärinnen Hitlers zur Frau hatte, und begann mit der Luftlage. Göring und sein Stabschef Koller standen etwas abseits und hörten zu. Guderian ist inzwischen an Dönitz herangetreten, geht mit ihm in den Hintergrund des Saales und spricht leise,

aber eindringlich auf ihn ein. Er kennt Dönitz' Einfluß bei Hitler. Er weiß, daß Dönitz eher eine Angelegenheit durchfechten kann als er selbst. Das Gespräch dreht sich wieder einmal um die Kurlandfront. Guderian will unbedingt die dort eingeschlossene 16. und 18. Armee mit ihren dreiundzwanzig Divisionen zur Stärkung der Ostfront ins Reich zurückführen. Ein Durchbruch nach Ostpreußen kommt jetzt nicht mehr in Frage. Zu Wasser von den beiden kurländischen Häfen Windau und Libau aus wäre die Rückführung der Truppen jetzt noch möglich. Aber höchste Eile ist geboten. Mit jedem weiteren Tag werden die Transportmöglichkeiten geringer, wachsen die Gefahren schwerer Verluste. Jeder Mann wird dringend gebraucht. Alle bisherigen Vorstöße Guderians in dieser Richtung sind von Hitler mit dem Hinweis auf Schweden abgeschlagen worden. Er fürchtet, Schweden könnte in letzter Stunde noch in den Krieg eintreten, obwohl seine Gesandtschaft in Stockholm das Gegenteil berichtet, und er glaubt, daß nur die Anwesenheit der Kurlanddivisionen die Schweden vor diesem Schritt zurückhält.

Christians trägt immer noch vor. Er spricht von feindlichen Bombenangriffen an hartumkämpften Fronten und von Versorgungsflügen für abgeschnittene Kampfgruppen. Hitler unterbricht ungeduldig: „Göring, wie steht es mit dem Einsatz der neuen Jagdmaschinen?" Göring stottert verlegen und läßt dann Koller sprechen. Der wiederum übergibt das Gespräch an Christians.

„Mein Führer, es haben sich gewisse Produktionsschwierigkeiten ergeben, die Eisenbahnverbindungen werden immer schlechter, ich..." Hitler unterbricht wieder mit einer unwirschen Handbewegung. „Weiter", sagt er dumpf und heiser.

Christians fährt mit seinem Lagevortrag fort. Wie sollen die Maschinen auch fertig werden? Kaum ist die Entwicklung eines neuen Flugzeugtyps abgeschlossen und mit der Massenproduktion begonnen worden, da kommt Hitler mit einem neuen Verbesserungsvorschlag, den ihm irgend jemand aufgeschwätzt hat, verbietet den Einsatz der fast fertiggestellten Maschinen und befiehlt eine neue Konstruktion. So geht es schon seit Jahren. Der deutschen Flugzeugindustrie aber gelingt es nicht, irgendeine Maschine in großer Zahl herauszubringen. Dazu kommen noch die verheerenden Luftangriffe,

und so ist sie den Engländern und Amerikanern gegenüber hoffnungslos zurückgeblieben.

Die Marinelage wird jetzt von Admiral Wagner, dem Chef der Seekriegsleitung, vorgetragen. Dönitz steht wie immer am Schreibtisch Hitler direkt gegenüber. Neben ihm steht Admiral von Puttkamer, seit 1934 Marineadjutant bei Hitler und Verbindungsoffizier zum Großadmiral. Hier gibt es nicht mehr viel zu erzählen. Die Versorgung der Truppen in Norwegen und Kurland, einige kleine U-Boot-Erfolge und einige Schießereien unserer Küstenfahrzeuge, das ist alles.

Die eigentliche Lagebesprechung ist zu Ende. Alle Blicke ruhen auf Dönitz, der sich an Hitler gewandt hat. „Mein Führer, nach Rücksprache mit dem OKH hätte ich zur Frage der Rückführung der Kurlandtruppen folgendes zu melden: Der Plan für die Rückführung ist ausgearbeitet. Bei rücksichtslosem Einsatz der verfügbaren Schiffe, Drosselung aller übrigen Anforderungen an Schiffsraum und stärkster Unterstützung durch die Luftwaffe, rechne ich mit vier Wochen für die Rückführung der Mannschaften und des notwendigen Materials. Auf einen Teil des Großgeräts müßte allerdings verzichtet werden. Alles in allem handelt es sich um fünfhunderttausend Mann. Die Verladekapazität von Windau und Libau ist ausreichend." Hitler steht auf und geht mit auf dem Rücken verschränkten Händen einige Schritte im Zimmer auf und ab. Dann dreht er sich brüsk um und sagt in sehr scharfem und lautem Ton, beinahe schreiend: „Ich habe schon einmal gesagt, daß eine Rückführung der Kurlandtruppen nicht in Frage kommt. Ich kann auf das Material nicht verzichten. Im übrigen muß ich auf Schweden Rücksicht nehmen." Und etwas ruhiger werdend: „Eine Division kann abtransportiert werden. Guderian, machen Sie mir bis morgen einen entsprechenden Vorschlag. Ich danke Ihnen, meine Herren. Bormann, bitte, bleiben Sie hier."

Die anwesenden Offiziere grüßen, die Adjutanten nehmen ihre Unterlagen und Aktentaschen auf, und alle, bis auf Bormann, verlassen das Arbeitszimmer.

Im Vorzimmer beginnt jetzt ein lebhaftes Treiben. Die Adjutanten telephonieren. Göring verabschiedet sich mit seinem jungen Ordonnanzoffizier. Himmler mit Kaltenbrunner und Fegelein folgen. Die anderen setzen sich an die Tische, lassen sich wieder Erfrischungen geben und diskutieren die

Lage. Eine der großen gutgewachsenen Ordonnanzen tritt an Keitel heran und bietet ihm eine Kiste der traditionellen Zigarren an. Der Generalfeldmarschall schmunzelt, sucht sich mit pedantischer Sorgfalt eine aus und macht sich umständlich an die Vorbereitungen zum Rauchen. Eine zweite Zigarre verschwindet in seiner rechten Brusttasche. Dönitz trinkt mit den Offizieren seines Stabes einen großen Wacholderschnaps. Nach etwa einer halben Stunde wird zum Aufbruch gerüstet, und dann geht es wieder durch die endlosen Gänge und Räume an den Posten und Sicherungen vorbei, bis wir wieder unter freiem Himmel stehen. Die Zeit geht bereits auf 19.30 Uhr. Unser Wagen fährt vor.

Es ist eine sternenklare Nacht. Völlig abgeblendet fahren wir durch die dunkle Stadt. Ein endloses Trümmermeer gleitet an uns vorüber. Straße um Straße, keine Spur von Leben, nicht einmal ein kleiner Lichtstrahl. Finster und bizarr, wie die Ruinen einer toten Welt, ragen die Häuserreste in den Nachthimmel, als habe hier nie eine blühende Millionenstadt gestanden mit hellerleuchteten Straßen, schönen Fensterauslagen und gutgekleideten Menschen. Der Fahrer macht eine scharfe Kurve um einen abgesperrten Blindgänger. Wir lassen Tempelhof hinter uns, der Häuserwald lichtet sich, und bald umfängt uns der würzige Duft von Kiefernwäldern.

Nach etwa halbstündiger Fahrt biegt der Wagen links ab und fährt kurze Zeit darauf durch ein großes Tor. Wir sind im Deutschen Hauptquartier bei Zossen, etwa 30 km südlich von Berlin, angelangt.

Es besteht aus zwei Hauptanlagen, „Maybach I", wo wir uns jetzt befinden, den Generalstabsabteilungen des OKH, und „Maybach II", etwa 300 m weiter südlich in Richtung Wünsdorf, wo die Anlage des OKW untergebracht ist. Die in Häuserform gebauten Bunker liegen im märkischen Wald verstreut und sind so gut getarnt, daß der Nichteingeweihte nichts Ungewöhnliches dahinter vermuten würde. Kurz nach unserer Ankunft im Bunker erhalten wir Meldung, daß in Kürze mit einem Voralarm zu rechnen sei.

Gegen 21 Uhr ein Anruf aus der Reichskanzlei: „Um 24 Uhr Lagebesprechung im Führerbunker. Anfahrt Hermann-Göring-Straße. General Gehlen soll Unterlagen für die Ungarn- und Pommernfront mitbringen." Hitler beraumt häufig derartige nächtliche Konferenzen an ohne Rücksicht auf seine Unter-

gebenen, da er selbst ein ausgesprochener Nachtarbeiter ist. Für uns bedeuten sie nur eine lästige Zeitvergeudung. Guderian ist jedesmal äußerst ungehalten darüber, da wir ohnehin schon mit Arbeit überlastet sind. Kaum habe ich den Hörer aufgelegt, meldet sich die Reichskanzlei abermals: „Auf Grund des Luftangriffs findet die Besprechung um 1 Uhr statt, alles andere bleibt wie befohlen." Also wieder eine Nacht ohne Schlaf.

Seit Beginn des Luftangriffes sitzen wir nun schon im Keller, im zweiten Stock unter dem Erdgeschoß unseres Bunkers. Jeder der zwölf in Hufeisenform angelegten Bunker hat zwei Stockwerke unter der Erde. Sämtliche Bunker sind durch einen unterirdischen Gang miteinander verbunden. Außerdem besteht eine unterirdische Verbindung zum Amt 500, dem etwa 20 m unter der Erde gelegenen größten Fernmeldeamt Deutschlands. Hier laufen alle militärischen und die wichtigsten zivilen Leitungen zusammen, die die Zentralen in und um Berlin mit anderen europäischen Ländern verbinden, soweit sie nicht schon vom Feind besetzt sind. Diese ganze Anlage war bereits 1939 fertiggestellt und diente schon dem ersten deutschen Hauptquartier zur Zeit des Polenfeldzuges und der Westwallperiode als Sitz. Damals war von Brauchitsch Herr des Hauses und General Halder sein Stabschef. Nach Beendigung des Alarms gehen wir wieder nach oben. Dieser Umzug ist jedesmal eine umständliche Angelegenheit, weil sämtliche wertvollen Unterlagen mitgenommen werden müssen. Kurz nach Mitternacht fahren wir nach Berlin zurück. Der Horizont ist von einem großen roten Feuerschein erhellt. Wir haben uns vorher schon genau erkundigt, in welchen Stadtteilen die Hauptbrände liegen, um nicht durch Absperrungen unnötig aufgehalten zu werden.

Langsam biegen wir von der Hermann-Göring-Straße aus in den schmalen Weg zum Führerbunker ein. Die Sicherungen sind hier nachts verdoppelt. An jeder Ecke stehen Posten mit Maschinenpistolen und Handgranaten. In der Dunkelheit sind die Kontrollen noch viel schärfer als bei Tage. Ein Posten bringt uns vom Parkplatz an den Eingang des Bunkers, der am Innenhof, dem Garten der Reichskanzlei liegt, und liefert uns bei der dortigen Wache ab.

Wir müssen siebenunddreißig Stufen hinabsteigen, denn die Decke aus Eisenbeton ist hier 8 m dick. Der Führerbunker

bildet nur einen Flügel der gesamten Bunkeranlage der Reichskanzlei und besteht aus zwei Teilen, nämlich der eigentlichen Wohnung Hitlers, Schlafzimmer, Wohnzimmer und Bad, dazu ein Konferenzzimmer mit Vorzimmer. Von diesen führt ein Gang zu fünf weiteren Räumen, in denen Hitlers Leibarzt, Professor Morell, die Schäferhündin Hitlers mit ihren Jungen, eine kleine Nachrichtenzentrale, der Aufenthaltsraum für die Leibwache und ein WC untergebracht sind. In dem Gang stehen vier Telephonzentralen. Von diesem tiefer gelegenen Führerbunker führen zwölf Stufen zum höher gelegenen Hauptteil des Bunkers der Reichskanzlei, dessen Schutzdecke nur ein bis drei Meter dick ist. Nur der Bau des eigentlichen Führerbunkers war ganz fertiggestellt, als die Schlacht um Berlin begann.

Am Fußende der Treppe stehen wieder dieselben SS-Offiziere, die uns auch am Nachmittag kontrolliert hatten. Wieder müssen wir unsere Mäntel und Waffen ablegen, wieder werden unsere Aktentaschen sorgfältig durchsucht, wieder müssen wir harmlos und freundlich dreinsehen, während man uns mit den Blicken förmlich auszieht. Dann gehen wir in den Vorraum und warten. Kaltenbrunner begrüßt Guderian. Bormann ist wieder bei Hitler. Nach einiger Zeit öffnet sich die Tür, und Bormann bittet Kaltenbrunner auch herein.

Wir sind allein mit unseren Gedanken. Gegen diesen Kaltenbrunner fühlte ich vom ersten Augenblick an eine unbeschreibliche Antipathie; warum, weiß ich eigentlich nicht zu sagen. Er ist fast zwei Meter groß, hat auffallend breite Schultern und ein paar Pranken als Hände. So oft Kaltenbrunner mich begrüßte, fürchtete ich um meine Hand. Seine Gesichtszüge sind grob und brutal. Wenn seine Schmisse nicht den früheren Studenten verrieten, würde man diesen Mann niemals für einen geistigen Arbeiter halten. Von Geburt aus ist er Österreicher. Seine Laufbahn verdankt er seinem Fanatismus, eiskalter Rücksichtslosigkeit und Intrigen, die nicht einmal alle von ihm selbst gesponnen wurden. Da sie für das ganze Milieu hier so bezeichnend sind, lohnt es sich, etwas näher darauf einzugehen.

Als Chef des Reichssicherheitshauptamtes, welches die Kriminal- und politische Polizei, also SD und Gestapo, unter seiner Leitung vereinigt, war es Heydrich in der Zeit nach der Machtübernahme bis vor Beginn des Krieges gelungen,

Himmler in eine starke Abhängigkeit von sich zu bringen. In Berlin war es damals ein offenes Geheimnis, daß Heydrich immer verstand, seinen Willen durchzusetzen. In den ersten Kriegsjahren gelang es dann einigen anderen Männern aus dem Stabe Himmlers, darunter vor allem Schellenberg und Ohlendorf, Heydrich bei Himmler anzuschwärzen. Heydrich verlor dadurch zwar an Einfluß bei Himmler, verstand es aber gleichzeitig mehr und mehr, Hitlers Ohr zu gewinnen. Sein krankhafter Ehrgeiz, seine Machtgier suchten nach einem neuen Tätigkeitsfeld, wo er von Himmler unabhängig war. Es gelang ihm, von Hitler den Posten des Reichsprotektors in Böhmen-Mähren zu erschleichen. Nach einem blutigen Schrekkensregiment wurde er 1943 von den Tschechen ermordet. Jetzt war der Augenblick für Himmler gekommen, seine Stellung als Reichsführer zu stärken. Er mußte verhindern, daß ihm ein zweites Mal aus den eigenen Reihen ein gefährlicher Nebenbuhler erwuchs. Himmler ließ also Streckenbach, eine Kreatur Heydrichs, fallen und berief Kaltenbrunner, den damaligen SD- und Gestapochef in Wien, als neuen Chef des Reichssicherheitshauptamtes auf den früheren Posten Heydrichs. Kaltenbrunner war im Anfang ein williges Werkzeug Himmlers —, aber bald sah er sich von einer anderen Woge emporgehoben..

Drei Männer waren es, die in erster Linie um die Gunst Hitlers buhlten: Goebbels, Himmler und Bormann. Ribbentrop war schon längst ausgeschaltet, Göring war auch schon in den Hintergrund gedrängt worden. Sein Prestige hatte durch das Versagen der Luftwaffe stark gelitten. Jeder von diesen fünf Männern haßte die anderen, jeder suchte durch ständige Intrigen den oder die Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen. Als Himmler 1944 zum Heeresgruppenführer ernannt wurde und immer offenkundiger daraufhin arbeitete, eines Tages die ganze politische und militärische Macht in die Hände zu bekommen, begann Bormann für seine Machtstellung ernstlich zu fürchten. In Kaltenbrunner glaubte er ein nützliches Werkzeug seiner Intrigen gefunden zu haben. Langsam und geschickt schob er Kaltenbrunner bei Hitler in den Vordergrund. Dieses Manöver fiel ihm um so leichter, als Himmler gezwungen war, nach seiner Ernennung die meiste Zeit auf seinem Gefechtsstand in Baden und später in Prenzlau, südwestlich von Stettin, zu verbringen, um seine

militärische Befähigung zu beweisen. Kaltenbrunner hatte die Leiter immerhin schon so weit erklommen, daß Hitler seine Weisungen an ihn direkt gab, ohne sie mehr über seinen Vorgesetzten Himmler zu leiten.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde gewartet haben, erscheinen Hitler, Bormann und Kaltenbrunner. Nach kurzer Begrüßung gehen wir in den Lagebunker, wo Hitler Guderian sofort um den Vortrag der Lage im Osten bittet. Der kleine Raum mißt nur etwa 5 Meter im Quadrat, seine Wände sind grau gestrichen, ohne Bilder. Das Mobiliar besteht aus einer braunen Wandbank, einem großen Kartentisch und einem Schreibtischstuhl. Der Kreis der Konferenzteilnehmer ist heute sehr klein. Guderian weiß, daß er diese seltene Gelegenheit ausnutzen muß. Er holt in seinem Vortrag weiter aus, als er es sonst zu tun pflegt. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht die unmittelbare Bedrohung Berlins. Mit Berlin, erklärt er entschieden, steht und fällt Deutschland. Es müsse also unter allen Umständen noch einmal versucht werden, diese Gefahr abzuwenden. Hitler erkundigt sich nach dem Stärkeverhältnis des Feindes in dem auf Berlin gerichteten Keil der russischen Armeen. Es ist etwa 1 : 5 zu unseren Ungunsten. Gehlen will die Karten aufrollen, um Hitler diese erdrückende Übermacht plastischer vor Augen führen zu können. Aber Hitler winkt ab.

Guderian fährt fort und schildert noch einmal seinen Pommernplan in allen Einzelheiten. Er versucht, seine ganze Überredungskunst aufzubringen, um Hitler die Hoffnungslosigkeit unserer Lage und die zwingende Notwendigkeit seines Planes als der letzten Chance überhaupt klarzumachen: Die sofortige Herauslösung der beiden Kurlandarmeen, die Zusammenziehung aller irgendwie verfügbaren Reserven innerhalb des Reiches, deren sofortigen Abtransport in den Pommernraum sowie den der 6. SS-Panzerarmee unter Sepp Dietrich, die in den Ardennen gekämpft hatte, und rücksichtslose Schwächung der Westfront zugunsten dieses Planes. Das würde eine Streitmacht von 30 bis 40 Divisionen mit etwa 1500 Panzern bedeuten. Mit diesen Armeen will Guderian aus Pommern heraus nach Süden angreifen. Erstens, um die unmittelbare Bedrohung Berlins abzuwenden, zweitens, um Schlesien mit seiner Industrie wieder in unsere Hand zu bringen, und drittens, um eine starke strategische Verteidi-

gungslinie den Grenzbefestigungen entlang, genannt die Tirschtiegel-Stellung, aufzubauen. Alles muß auf diese eine letzte Karte gesetzt werden. Wenn der Feind im Westen auch nachrückt, es bedeutet nichts im Vergleich zu der Gefahr im Osten. Die Roten Armeen müssen wieder aus Deutschland herausgeworfen werden.

Guderian spricht schneller und temperamentvoller, als es sonst seine Art ist. Er achtet nicht auf die ablehnenden, wegwerfenden Handbewegungen Hitlers, sondern fährt fort, mit Hilfe von Gehlens Feindunterlagen, die bis in die kleinsten Details ausgearbeitet sind, seinen Plan zu fundieren. Karten, graphische Darstellungen und genaueste Berechnungen, die aus Luftaufklärungen, Nachrichtenaufklärungen, Gefangenen- und Überläuferaussagen aufgebaut sind, werden vorgelegt.

Hitler sagt kein Wort. Er stiert vor sich auf die Karten, als ob er nichts höre und nichts sehe. Seine Hände sind nervös ineinander verkrampft. Guderian hat geendet. Er ist erschöpft und sieht erwartungsvoll auf Hitler. Dieser rührt sich immer noch nicht. Die Stille ist erdrückend, sie wird nur von Zeit zu Zeit durch das dumpfe ferne Rollen detonierender Zeitzünderbomben unterbrochen. Ich wage kaum mehr zu atmen und höre mein Herz bis zum Halse hinauf schlagen. Hier wird das Schicksal des deutschen Ostens entschieden. Hitler steht langsam auf, macht einige schleppende Schritte und blickt ins Leere. Plötzlich bleibt er stehen und verabschiedet uns sehr schnell und sehr kühl. Nur Bormann bleibt zurück.

Der letzte Würfel war gefallen.

Wie üblich richtete sich Hitler nicht nach den Vorschlägen seines Generalstabs. Die zweiundzwanzig Divisionen der 16. und 18. Armee blieben in Kurland. Die SS-Panzerarmee sowie einige andere Divisionen von der Westfront und aus dem Reich wurden nicht nach Pommern geschickt, wo unsere Soldaten mit Todesverachtung an einer Mauer von Stahl, Feuer und Menschen verbluteten, sondern nach Ungarn. Im Raum nördlich und ostwärts des Plattensees westlich von Budapest wurden zwölfhundert Panzer zu einem völlig sinnlosen Angriff zusammengezogen. Hier standen zwei Armeen, die 6. Armee unter dem General Balk und die 6. SS-Panzerarmee unter Sepp Dietrich sowie ein Kavalleriekorps. Hitlers Absicht war, mit diesen Kräften nach Süden und Osten anzugreifen, um den Raum Fünfkirchen bis zu dem Zusammenfluß von Donau und Drau wiederzugewinnen, Budapest wieder in das deutsche Abwehrsystem einzugliedern und die Donau bis zum Einfluß der Drau zum Rückgrat der deutschen Abwehr zu machen. Die Pommernoffensive dagegen wurde nur von der schwachen 3. Armee mit etwa fünfhundert Panzern durchgeführt.

Guderian ließ trotzdem nicht locker. Noch bis in den März hinein versuchte er zusammen mit General Gehlen, Hitler von seinen Plänen abzubringen mit dem Erfolg allerdings, daß sich beide bei Hitler immer unbeliebter machten. Als Gehlen im Laufe eines Vortrages wieder einmal mit einem überwältigenden Material von unwiderlegbaren Tatsachen aufwartete, darunter genauen Angaben über die Stärke des Feindes, über seine Überlegenheit in der Luft und das ständige Anwachsen seiner Produktionsziffern in Panzern und Geschützen, stand Hitler auf und erklärte mit großem Pathos:

„Ich lehne eine solche Arbeit des Generalstabs ab. Die Absichten des Feindes erkennen und daraus führungsmäßige Schlüsse ziehen, können nur Genies, und ein Genie wird sich niemals mit derartig handwerksmäßiger Kleinarbeit abgeben!"

Es kam so weit, daß sich Hitler jedes Mal, wenn ihm von

Guderian oder Gehlen unangenehme Nachrichten und Tatsachen unterbreitet wurden, „eine derart einseitig gefärbte Art des Vortrages“ verbat. Er drückte sich mehrfach dahin aus, daß er, seinem Feldherrninstinkt folgend, unbeeinflußt und allein seinen Eingebungen gehorchen müsse. General Gehlen wurde Ende März als Chef der Abteilung „fremde Heere Ost“ enthoben und die Abteilung auf Befehl Hitlers auf ein nicht mehr arbeitsfähiges Minimum reduziert. Es sollte nicht mehr lange dauern, bis die Axt auch an Guderian gelegt wurde.

Im Laufe des März tauchten Schwierigkeiten auf, für die Weiterführung des Krieges geeignete Truppenführer zu finden. Bei einer Lagebesprechung machte Guderian Hitler auf den Generalfeldmarschall von Manstein aufmerksam und schlug seine Wiedereinsetzung vor. Manstein war der Bezwinger Sewastopols und später mit seiner 11. Armee einer der erfolgreichsten Heerführer im Süden der Ostfront gewesen. Aber er beging den „unverzeihlichen Fehler“, Hitler wiederholt vor der Kriegführung im Osten zu warnen. Er mußte gehen. Als Guderian ihn jetzt wieder vorschlug, antwortete Hitler: „Wenn ich vierzig hervorragend ausgerüstete Angriffsdivisionen hätte, um den Feind entscheidend zu schlagen, so käme nur Manstein als Führer dieser Truppen in Frage. Er ist vielleicht der beste Offizier, den der Generalstab hervorgebracht hat, in der gegenwärtigen Lage aber kann ich ihn nicht gebrauchen. Ihm fehlt der Glaube an den Nationalsozialismus. Er kann also den Belastungen, denen ein Feldherr heute ausgesetzt ist, nicht standhalten.“

Als Hitler im März der Zusammenbruch der Plattensee-Offensive gemeldet wurde, bekam er einen seiner gefürchteten Wutanfälle. Er hatte vergessen, daß er selbst diese Offensive angeordnet hatte. Schuld war seiner Meinung nach der mangelnde Fanatismus des Führers der Heeresgruppe Süd, General Wöhler. Mit geballten Fäusten schrie er Guderian an: „Wöhler hat dem Nationalsozialismus immer mit ablehnender Arroganz gegenübergestanden. Er ist nicht begeisterungsfähig. Wie kann ich von einem solchen Menschen erwarten, daß er größere Belastungsproben aushält?“ Wöhler wurde sofort abgesetzt.

Als der Posten des Festungskommandanten von Frankfurt a. d. O. neu besetzt werden sollte, versuchten Guderian

und Jodl, den Oberst von Bonin vorzuschieben. Bonin war früher Chef der Operationsabteilung im OKH gewesen. Nachdem die deutsche Weichselfront nach Beginn der russischen Offensive am 12. Januar 1945 zusammengebrochen war, hatte Hitler den bekannten Festungsbefehl erlassen, der darin bestand, daß alle „Festungen" unter allen Umständen gehalten werden müßten. Auch Warschau sollte bis zum letzten Mann verteidigt werden. Dort lagen fünfzigtausend Mann unter dem Befehl eines SS-Generals. Der Befehl erreichte den Kommandanten der Stadt jedoch mit zwölf Stunden Verspätung. So kam es, daß die deutsche Besatzung abzog und nicht in Warschau eingeschlossen wurde. Hitler machte Bonin für das verspätete Eintreffen des Befehls verantwortlich und übergab ihn der Gestapo. Bonin verschwand im Gefängnis am Lehrter Bahnhof, ohne daß seine Schuld eindeutig bewiesen war.

Jodl sagte zu Hitler: „Wenn Sie, mein Führer, für die Verteidigung der Festung Frankfurt den besten und fähigsten Offizier haben wollen, so kommt nur einer in der ganzen Wehrmacht in Frage. Dieser eine ist der Oberst von Bonin."

„Einen Mann", brauste Hitler auf, „der meine Befehle nicht pünktlich ausführt, kann ich nicht gebrauchen." Damit war der Fall erledigt, und Oberst von Bonin blieb hinter Gittern. Kein Mensch hat etwas von seinem späteren Schicksal erfahren.

Um so größer war die Wut Hitlers, wenn ihm die Niederlage eines „fanatischen Nationalsozialisten" gemeldet wurde. Als er die Nachricht von dem Fall Wiens erhielt, bekam er einen seiner furchtbarsten Anfälle. Er befahl, Sepp Dietrich zum gemeinen Soldaten zu degradieren und ihm alle Orden und Ehrenzeichen abzureißen.

Durch den schon erwähnten Festungsbefehl Hitlers wurden alle Städte und Ortschaften hinter der deutschen Front zur Festung erklärt, ganz gleich, ob sie in ihrer Lage dazu geeignet waren oder nicht. Im Falle eines weiteren Rückzugs der deutschen Truppen hatten diese sogenannten „Festungen" unter Führung eines Generals die Aufgabe, selbst ohne Hoffnung auf Entsatz bis zum letzten Blutstropfen weiterzukämpfen. Da kampfkräftige Truppen für diese Zwecke schon nicht mehr zur Verfügung standen, bedeutete es praktisch

nur immer wieder den Verlust einiger Tausend kampfungewohnter deutscher Männer.

Im Februar und März 1945 entwickelte sich die Lage im Westen ebenso katastrophal für uns wie im Osten. Nach dem Übergang über die Remagener Brücke, dem weitere Brückenköpfe über den Rhein folgten, fluteten die amerikanischen und englischen Armeen nach Deutschland hinein. Es gab kein Halten mehr. In diesem Augenblick proklamierte Hitler mit Unterstützung der Goebbelschen Propagandatrommel den Werwolf, den Kampf aus dem Hinterhalt. Nach dem Vorbild russischer und polnischer Partisanenbanden sollte dieses Gegenstück zu der Untergrundbewegung in den früher von Deutschland besetzten Länder plötzlich aus dem Boden gestampft werden. Kinder, Frauen, Mädchen und Greise, jeder sollte sich daran beteiligen, den Feind aus dem Hinterhalt zu vernichten.

Bildete sich Hitler wirklich ein, daß dieses verzweifelte Unternehmen noch irgendeinen militärischen Erfolg zeitigen, die Entwicklung in irgendeiner Weise aufhalten könnte? Glaubte er wirklich, daß ihm das deutsche Volk in seinen Selbstmordgedanken folgen würde? Oder sah er sich als die Zentralfigur einer riesigen, grauenhaft realistischen Wagneroper inmitten der Lohe stehend und wollte alle Deutschen in die Götterdämmerung seines „Tausendjährigen Reiches" mit hineinreißen? Es ist schwer zu sagen was in dem Gehirn dieses Mannes vorging. Hitler hatte längst die Fühlung mit dem Volk verloren, er kannte es nicht mehr. Dieses Volk war kriegsmüde, unendlich erschöpft und ausgeblutet nach nahezu sechs Kriegsjahren mit all den Schrecken des Bombenkrieges. Es wollte Frieden, nichts als Frieden. Um auch nur den Schatten eines Erfolges zu versprechen, hätte die Werwolfaktion von langer Hand vorbereitet werden müssen. In Rußland, in der Ukraine war der Partisanenkrieg geglückt, weil eine wahnsinnige Politik es verstanden hatte, die Bevölkerung geradezu zu Partisanen heranzuziehen, weil die Fronten viel zu lang waren und Deutschland nicht genug Menschen hatte, den Riesenraum auszufüllen. In Frankreich, Norwegen und Dänemark war er erfolgreich gewesen, weil die Untergrundbewegung dieser Länder vom Feind durch Waffen und Propaganda aktiv unterstützt worden waren, und weil diese Völker auf

baldige Hilfe von außen hoffen konnten. In Deutschland fehlten alle diese Voraussetzungen.

Es stellte sich sehr bald heraus, daß die geplante Werwolfaktion ohne Bedeutung blieb, da der Vormarsch der feindlichen Armeen zu rasch vor sich ging, und außerdem das deutsche Volk beinahe geschlossen diese Art der Kriegführung ablehnte. Nicht einmal Hitlers beste Soldaten folgten dem Aufruf. Als die 6. SS-Gebirgsdivision, die aus Norwegen herangebracht worden war, im Taunus von amerikanischen Truppen eingeschlossen wurde, gab Hitler dieser immer noch fünfzehntausend Mann starken Division den Befehl, sich in kleinen Trupps in die Organisation des Werwolfs einzureihen. Aber auch aus dieser Unternehmung wurde nichts.

Während der Werwolf im Westen eine zum mindesten retardierende Rolle spielen sollte, bemühte man sich im Osten, die Zivilbevölkerung durch einen Presse- und Propagandafeldzug zum äußersten Widerstand gegen die Rote Armee anzufeuern. Mitte März wurde auch Guderian in diese Pressekampagne einbezogen. Er sprach auf einer Konferenz der in- und ausländischen Presse im großen Saal des Propagandaministeriums über die Greueltaten im Osten. Inzwischen war schon der furchtbare, endlose Strom der Flüchtlinge aus dem Osten lawinenartig angewachsen. Auf beiden Seiten der großen Straßen aus dem Osten häufte sich eine Mauer von zusammengebrochenen Fahrzeugen, von verhungerten und erfrorenen Menschen und Tieren. In die Berliner Bahnhöfe rollte Zug um Zug mit Flüchtlingen, von denen viele auf offenen Viehwagen eingeschneit und erfroren waren. Der Tod hielt eine reiche Ernte. Unsägliches Elend, grauenhafte Not überall und darüber die feindlichen Luftflotten.

Aber alles dies sah Adolf Hitler nicht oder wollte es nicht sehen, um nicht in seiner „genialen Entschlußkraft“ gehemmt zu werden. Während der letzten Kriegsjahre hatte er sein Hauptquartier bei Rastenburg in Ostpreußen, inmitten herrlicher Rasenflächen, großer Wälder und Seen, nur selten verlassen. Die Ruhe und Schönheit dieser Landschaft hatte nichts mit den Schrecken des Krieges gemein. Für ihn bestand der Krieg nur aus Zahlen und blauen und roten Strichen auf den Generalstabskarten. Er ließ sich nicht einmal Filme von den wahren Zerstörungen des Bombenkrieges vorführen, die ihm wenigstens ein ungefähres Bild von der Wirklichkeit hätten

geben können. Was wußte er von den Leiden der Zivilbevölkerung? Seine Umgebung war eifrigst bemüht, alles Unangenehme von ihm fernzuhalten, um diesen verhängnisvollen Selbstbetrug ja nicht zu stören. Während Churchill, den Hitler einmal als „militärischen Idioten" bezeichnet hatte, über die Trümmer Londons kletterte und der Bevölkerung Mut zusprach, ja, sogar mit der Zigarre im Mund und einem Spazierstock bewaffnet, seine Soldaten dicht hinter den vordersten Linien anfeuerte, versteckte sich Adolf Hitler in den Wäldern Ostpreußens hinter einer Armee von schwerbewaffneten SS-Soldaten und ließ sich nicht ein einziges Mal unter der Zivilbevölkerung der heimgesuchten Städte oder an der eigentlichen Front sehen. Auf der anderen Seite fand er genügend Zeit, sich mit den unwichtigsten Dingen zu beschäftigen. Staatsgeschäfte und militärische Entscheidungen über Leben und Tod von Tausenden mußten liegenbleiben, wenn es sich darum handelte, einen neuen Orden zu zeichnen. Noch im März 1945 ließ er sich für einen neuen Orden Entwürfe aus den Fabriken vorlegen. Auch konnte er sich stundenlang mit seinen phantastischen Plänen für den Umbau der Reichshauptstadt und anderer deutscher Großstädte beschäftigen. Man mag einwenden, daß dies eine Erholung und Entspannung für ihn bedeutete, daß Roosevelt ja auch seine Briefmarkensammlung hatte, aber die „Idioten" Churchill und Roosevelt waren wenigstens klug genug, das Kriegsgeschäft ihren Generalen zu überlassen. Nur einmal warf Adolf Hitler einen flüchtigen Blick auf die zerstörte Reichshauptstadt. Das war, als Ende November 1944 sein Hauptquartier bei Rastenburg, genannt „Wolfschanze", wo auch der Anschlag vom 20. Juli auf ihn verübt worden war, verließ, um „vorübergehend" nach Berlin überzusiedeln. Als er mit dem Sonderzug durch die Vorstädte Berlins fuhr, war er äußerst überrascht und niedergeschlagen durch den Anblick der Verwüstungen. Er habe nicht im entferntesten geahnt, so äußerte er sich damals zu den Herren seiner Umgebung, daß die Wirkungen des Bombenkrieges derartig verheerend seien!

Als die wirtschaftliche und militärische Lage im Jahre 1945 immer schneller dem völligen Zusammenbruch entgegentrieb, versuchte Guderian sich auch politisch einzuschalten. Am Abend des 23. Januar erschien der Gesandte Dr. P. Barandon in seiner Eigenschaft als neuer Verbindungsmann zwischen

dem Reichsaußenminister und dem Generalstabschef, das erste Mal bei Guderian. Barandon erhielt bei diesem, seinem Antrittsbesuch, eine derart aufschlußreiche Darstellung von den Ursachen und über die Tragweite des Zusammenbruchs der deutschen Front im Osten, daß eine Parallele zu der augenblicklichen Lage, wohl nur in den Ereignissen, die sich im Oktober 1918 abspielten, zu finden war. Guderians Ausführungen gipfelten in der Forderung nach sofortigen Unterhandlungen um Waffenstillstand mit unsern Gegnern im Westen.

Noch in der gleichen Nacht begab sich Barandon mit dem Ergebnis dieser Unterredung zum Reichsaußenminister. Diese nächtliche Unterhandlung zwischen Barandon und von Ribbentrop verlief völlig einseitig und mit negativem Ergebnis. Ribbentrop war nicht bereit, Hitler die Frage, ob sofort Waffenstillstand im Westen oder nicht, zur Entscheidung vorzulegen, er erklärte lediglich abschließend mit der Miene des überlegenen Staatsmannes, der Generalstab habe wohl etwas die Nerven verloren. Eine sich hieran anknüpfende Unterredung Guderians mit Ribbentrop am 25. Januar verlief ebenso ergebnislos. Zwei Tage später wiederholte der Generalstab seine Forderung nach sofortigen Waffenstillstandsverhandlungen mit unseren Gegnern im Westen auf das Dringlichste. — Es erfolgte nichts.

Noch ein zweites Mal versuchte Guderian sich politisch einzuschalten. Mitte März 1945 erfuhr er über den neutralen Rundfunk von gewissen Friedenssondierungen eines Dr. Hesse in Stockholm. Wieder spielte der Gesandte Dr. Barandon den Mittler. Aber, auch diese Unterredung mit Ribbentrop am 21. 3., an die sich abermals eine Aussprache mit Guderian, zu der ich ihn begleitete, anknüpfte, verlief ohne jegliches Ergebnis. — „Die Wehrmacht soll sich nicht auf das Auswärtige Amt verlassen, sondern kämpfen, kämpfen, kämpfen." So der Reichsaußenminister im März am Ende dieser Unterredung.

Guderian und Barandon sahen ein, daß über Ribbentrop kein Weg zu einem baldigen Ergebnis in dieser Richtung führen konnte. So entschloß man sich, an Himmler heranzutreten. Am Tage nach der Unterredung mit Ribbentrop fuhr Guderian zu Himmler nach Prenzlau in dessen Hauptquartier

in derselben Angelegenheit. Himmler zeigte sich aufgeschlossen und interessiert gegenüber Guderians Vorschlägen und Forderungen, versagte ihm aber seine Unterstützung, da, wie er sagte, Hitler ihn rausschmeißen oder erschießen lassen würde, wenn er mit derartigen Anliegen an ihn heranträte.

Es wurde nun beschlossen, an Göring heranzutreten. Himmler erbot sich, selbst mit Göring zu sprechen. Er reiste nach Karinhall und hatte eine vierstündige Besprechung mit ihm. Auch Göring war von der Notwendigkeit des Schrittes durchaus überzeugt, weigerte sich aber ebenfalls, zu Hitler zu gehen, dem er, wie er sich ausdrückte, nicht die Treue brechen könne. Im übrigen, erklärte er, würde Hitler auch ihn hinausschmeißen. Daraufhin handelte Himmler selbständig. Politisch hellsichtiger als Hitler, hatte er schon über den schwedischen Arzt Kersten mit Graf Folke Bernadotte Fühlung aufgenommen, und auf die dringenden Vorstellungen der Schweden hin, ohne Wissen Hitlers, einige tausend norwegische und dänische politische Gefangene aus den Konzentrationslagern freigegeben. Himmler hoffte wohl auf diese Weise eines Tages seinen Kopf retten zu können. Bei den Verhandlungen mit Bernadotte spielte Schellenberg eine Rolle, der auch mit dem unauffälligen Abtransport der KZ-Gefangenen beauftragt wurde und wiederholt nach Schweden reiste. Als Ribbentrop von der Anwesenheit Bernadottes in Berlin Wind bekam, ließ er Bernadotte ebenfalls zu sich bitten, aber das Gespräch führte zu keinerlei politischen Ergebnissen. Diese Ereignisse waren voraufgegangen. Himmler ließ nun Bernadotte sagen, daß er bereit sei, mit den Engländern und Amerikanern über die Kapitulation zu verhandeln, nicht aber mit den Russen. Er bildete sich ein, die Alliierten durch den Vorschlag sprengen zu können, daß die an der Westfront und im Süden kämpfenden deutschen Truppen ihre Waffen strecken würden, während der Kampf gegen die Russen fortgesetzt werden sollte. Hitler und sein Kreis sollten eliminiert werden; er, Himmler, würde die Führung übernehmen. Die Alliierten gingen natürlich auf dieses Angebot nicht ein. Graf Bernadotte hat in seinem Buch „Slutet“ (Das Ende) ausführlich diese Verhandlungen geschildert. Sein persönlicher Eindruck von Ribbentrop war besonders ungünstig.

Etwas später, um den 20. März herum, gab Hitler bei einer

Lagebesprechung im großen Arbeitszimmer seinem Generalstabschef Guderian den „Rat", sich seines kranken Herzens wegen zur Erholung in einen Kurort zu begeben. Guderian verstand und dankte. Am 31. März reiste er ab.

Der Zusammenbruch in Pommern und Ungarn hatte inzwischen chaotische Formen angenommen. Pommern ging verloren und damit die Verbindung zu den beiden Armeen, die um Danzig und in Ostpreußen standen. Aus dem befohlenen Angriff in Ungarn wurde einer der folgenschwersten Rückzüge. Da die SS in beiden Angriffen maßgeblich beteiligt war und Hitler immer noch mangelnden Fanatismus für alle Fehlschläge verantwortlich machte, fiel auch diese Elitetruppe als Gesamtheit bei Hitler in Ungnade. Himmler wurde seines Postens als Heeresgruppenführer in Pommern wegen Unfähigkeit enthoben. Nicht nur Sepp Dietrich, sondern den ganzen SS-Divisionen in Ungarn, Offizieren wie Mannschaften, wurden auf Befehl Hitlers die Ärmelstreifen abgenommen. Dazu gehörten unter anderen auch die Leibstandarte, die Division „Hitler-Jugend" und die Division „Das Reich", früher alles ausgesuchte gute Truppen, die besonders stolz auf ihre Ärmelstreifen gewesen waren. Als Hitler den Befehl zu dieser Degradierung gab, schrie er wie ein Rasender.

Um diese Zeit tauchte bei den Lagebesprechungen ein neues Gesicht auf, der Nachfolger Guderians und neue Chef der Führungsgruppe im OKH, General Krebs. Daß Hitlers Wahl auf Krebs fallen würde, stand für alle fest, die Zeugen der letzten Ereignisse in der Reichskanzlei gewesen waren. Krebs galt als begeisterter Nationalsozialist und vorbehaltloser Jünger Hitlers, ein Mann ohne Widerspruch. Vor seiner Berufung auf den neuen Posten war er Chef des Stabes bei Generalfeldmarschall Model gewesen. Außerdem war er ein Duzfreund Bormanns.

Während noch um die ostpreußische Grenze gekämpft wurde, hatte Guderian einen Befehl erlassen, der sich mit der Ausbildung und dem Einsatz des Volkssturms befaßte. Bormann betrachtete diesen Befehl als eine Einmischung in seinen Machtbereich. Es kam zu heftigen Zusammenstößen, wobei Guderian nachgeben mußte. Einige Zeit später entstand zwischen den beiden wieder ein böser Streit, diesmal um die naionalsozialistischen Führungsoffizere, NSFO, die nach dem

Attentat vom 20. Juli jedem Truppenteil beigegeben wurden. Sie waren eine Art Gegenstück zu den Politruks der Roten Armee, eingesetzt zur politischen „Überwachung“ der Truppen. Einige dieser Offiziere standen direkt mit Bormann in Verbindung und berichteten ihm über „die defaitistische Haltung des gesamten Offizierskorps der Heeresgruppe in Schlesien“. Hieran war zwar kein wahres Wort, aber Bormann hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als Hitler Meldung zu erstatten, der sofort Guderian zur Rede stellte. Dieser verbat sich nun in einem scharf gehaltenen Schreiben an Bormann das Einmischen in Belange, die ihn nichts angingen, und ließ die nationalsozialistischen Führungsoffiziere, die an Bormann berichtet hatten, schwer bestrafen, weil sie nicht den militärischen Dienstweg eingehalten hatten. Die NSFO unterstanden nämlich trotz ihres politischen Charakters der Wehrmacht und nicht der Partei.

Der nächste, der Hitlers mangelndes Vertrauen zu spüren bekam, war Göring.

Wir sind wieder einmal beim Lagevortrag im großen Arbeitszimmer in der Reichskanzlei versammelt. Heer und Marine haben bereits vorgetragen. General Christians spricht gerade über die Luftlage, als Hitler ihn mitten im Satz unterbricht und sich nach der Zahl der fertiggestellten Maschinen des neuesten Jägertyps erkundigt. Es ist dieselbe Frage, die nun schon seit Monaten in regelmäßigen Abständen immer wieder gestellt wird. Christians versucht auszuweichen, aber aus seinen Ausflüchten geht nur zu deutlich hervor, daß sich noch keine einzige der neuen Maschinen in der Luft befindet. Hitler schweigt einen Augenblick. Seine Fäuste ballen sich krampfhaft zusammen, sein sonst so blasses Gesicht rötet sich, er beißt auf die Lippen. Dann blickt er wutentbrannt Göring an: „Göring, Ihre Luftwaffe ist nicht mehr wert, ein selbständiger Truppenteil in der Wehrmacht zu sein.“ Schneidende, beleidigende Worte folgen. Er behandelt den Reichsmarschall wie einen kleinen Schuljungen. Als er sich wieder beruhigt hat, zieht sich Göring in das Vorzimmer zurück und stürzt einige Kognaks hinunter. Wie so oft, wenn Hitler schlechter Laune ist, verschwindet einer nach dem andern, um nicht als nächster den Zorn des Gewaltigen auf sich zu

ziehen. Kommt es dann zu Rückfragen, dann müssen die Adjutanten Hitlers die Geflohenen zurückholen.

Göring tritt seit einigen Wochen in einer Luftwaffenuniform ohne Auszeichnungen auf. Unter den gegebenen Umständen scheint er es für zweckmäßiger zu halten, seine lichtblaue Wildlederuniform mit roten Stulpenstiefeln aus Juchtenleder, goldenen Sporen und einer undefinierbaren Kopfbedeckung oder andere farbenfreudige Phantasieuniformen, in denen er zu erscheinen pflegte, gegen ein schlichteres Gewand einzutauschen. Sein Interesse an militärischen Dingen scheint überdies immer mehr zu erlahmen. Früher hatte er sich während der Lagebesprechungen häufig mit seiner ganzen Körperfülle auf den Schreibtisch und über die Karte gelegt, so daß die Umstehenden überhaupt nichts mehr sehen konnten. Mitten im Vortrag Guderians oder Jodls war er dann mit seinen fleischigen, von Ringen strotzenden Fingern auf der Karte herumgefahren und hatte versucht, seinen Ansichten Nachdruck zu verleihen, auch wenn sie von Sachkenntnissen oft ungetrübt waren. Den Höhepunkt von schlechtem Benehmen erlebte ich einmal bei einer nächtlichen Besprechung im Führerbunker. Wir standen um den Kartentisch im kleinen Konferenzzimmer, nur Göring saß Hitler gegenüber. Der Tisch war mit den großen Generalstabskarten bedeckt. Göring zeigte ostentativ seine Langeweile, und außerdem schien er müde zu sein, denn er gähnte ununterbrochen. Schließlich wurde ihm die Sache zu dumm, er nahm seine grüne, saffianlederne Aktentasche, stützte die Ellbogen auf den Tisch und vergrub sein dickes Haupt im weichen Leder der Aktentasche. Hitler schien ihn gar nicht zu beachten. Er mochte wohl schon angefangen haben, zu schlafen, als Hitler ihn bat, seine Ellbogen wegzunehmen, weil die oberste Karte weggezogen werden mußte.

In den letzten Wochen verlor Hitler viel von seiner einstigen Entschlußkraft. Dies mochte daher rühren, daß auch er der furchtbaren „Belastung" nicht mehr gewachsen war, und es mochte andere Gründe haben. Es war jedenfalls offensichtlich, daß nicht nur sein Körper, sondern auch sein Geist immer mehr Spuren einer starken Zerrüttung zeigte. Das Wackeln seines Kopfes und das Zittern seiner linken Hand nahmen zu. Er wurde schwankend und unschlüssig. Ende März beispielsweise sollten 22 Jagdpanzer auf dem schnellsten

Wege zur Unterstützung der kämpfenden Truppe ins Rheinland geschickt werden. Infolge der absoluten feindlichen Luftüberlegenheit und des schwer zerstörten Eisenbahnnetzes war ein solches Unternehmen schon nicht mehr eine Frage von Stunden, sondern von Tagen. Zuerst gab Hitler den Befehl, die Panzer in den Raum von Pirmasens zu schikken, dann, als sich die Lage an der Mosel zunehmend verschlechterte, änderte er den Befehl um „in die Gegend von Trier". Als sie dort nicht rechtzeitig eintrafen, wurden sie in Richtung Koblenz umdirigiert. Hitler befahl dann noch mehrere Umleitungen, bis am Ende kein Mensch mehr wußte, wo die Panzer sich eigentlich befanden. Das Resultat war, daß sie die Front nie erreichten, sondern fabrikneu in die Hände des Feindes fielen.

Als die Russen an der Oder, also schon in bedrohlicher Nähe Berlins standen, befahl Hitler Vorbereitungen für die Verlegung des gesamten Hauptquartiers nach Mitteldeutschland zu treffen. Teile der Regierung und die militärische Führung sollten in der Nähe des Truppenübungsplatzes Ohrdruf in Thüringen untergebracht werden. Aber die westlich von Darmstadt über den Rhein gegangenen amerikanischen Truppen erreichten mit ihren motorisierten Spitzen diesen Raum, der mit dem Namen „Hauptquartier Olga" bezeichnet worden war, wesentlich früher als die deutschen Führungsstellen. Vorkommandos und Nachrichtenleute mußten ihre Arbeiten abbrechen und nach „Serail" verlegen, so hieß der von Hitler inzwischen als Sitz des Hauptquartiers bestimmte Raum von Berchtesgaden. Alles überflüssige Material, Akten und entbehrliches Personal wurden dorthin abgeschoben, in der Hoffnung, es einmal wiederzufinden. Als die Russen aus Ungarn heraus immer weiter in Österreich und Böhmen einbrachen, ließ Hitler den Plan „Serail" auch wieder fallen und faßte Schleswig-Holstein ins Auge. Schließlich blieben wir, völlig unvorbereitet, vor allem, was die Nachrichtenverbindungen anbetraf, in Berlin sitzen.

Als die Amerikaner mit ihren Panzerspitzen westlich von Magdeburg und im Raum westlich von Dessau—Aken standen, wurde die Frage erörtert, ob die Brücken über die Elbe, vor allem die wertvollen Autobahnbrücken, gesprengt wer-

den sollten. Hitler schwankte. Dreimal mußte ich den Befehl an die zuständige Festungsabteilung im OKH durchgeben und zweimal den Befehl widerrufen. Jedesmal war ein ganzer Befehlsapparat, der erst an den Brücken endete, in Bewegung gesetzt worden. Schließlich wußte niemand mehr, was nun eigentlich befohlen war und unternommen werden sollte.

Der Zerstörungskampf ging weiter, Brücken wurden gesprengt, ein Dorf, eine Stadt nach der anderen wurden in Schutt und Asche gelegt. Was die Bomben übrig gelassen hatten, sank unter dem feindlichen Granatfeuer in Trümmer. Unersetzliche Kulturwerte wurden vernichtet. Aber der Gedanke an ein Aufgeben des sinnlosen Kampfes schien Adolf Hitler nicht zu kommen. Wie Hitler darüber dachte, zeigen zwei Beispiele.

Als die Spitzen der englischen Armee vor Münster in Westfalen standen, fuhr der Kardinal Graf Gahlen den Engländern entgegen, um die Stadt zu übergeben. Er wollte Menschenleben retten und die letzten Kulturdenkmäler der Stadt vor der sicheren Vernichtung schützen. Der Kardinal war gewiß kein Feigling. Er war ein kompromißloser Gegner des Nationalsozialismus gewesen, hatte nie mit scharfer, offener Kritik an den Auswüchsen des Nazi-Regimes zurückgehalten und sich durch keinerlei Drohungen in seinem Kampf um Recht und Wahrheit beirren lassen. Er scheute sich auch später nicht, die Besatzungsmächte zu kritisieren, wenn er der Meinung war, daß sie Unrecht begangen hatten. Hitler begrüßte gerade im Vorzimmer zum Lageraum des Führerbunkers die anwesenden Herren, als ihm die Meldung von der Übergabe Münsters überbracht wurde. Ich stand nur wenige Schritte von ihm entfernt. Seine Geslchtszüge verwandelten sich in eine wutverzerrte Grimasse. Mit geballten Fäusten stieß er haßerfüllt hervor: „Wenn ich den Kerl noch einmal erwischen sollte, lasse ich ihn hängen."

General der Waffen-SS Fegelein war der ständige Vertreter Himmlers bei Hitler. Fegelein trug gegenüber älteren verdienten Offizieren und Beamten stets ein überhebliches Betragen zur Schau, das nur als unverschämt bezeichnet werden kann. Er war mit einer Schwester Eva Brauns, der

späteren Frau Hitlers, verheiratet und glaubte wohl aus diesem Grunde, sich alles herausnehmen zu können. Obwohl er nur etwa 37 Jahre alt war, fiel er, ohne Rücksicht auf Rang und Alter, jedem ins Wort, auch wenn das, was er vorzubringen oder zu kritisieren wußte, reiner Unsinn war. Bei uns Jüngeren hieß er nur „Flegelein". Als Guderian im März 1945, um nur ein Beispiel zu nennen, bei einer Lagebesprechung über die Lage in Pommern vortrug, unterbrach ihn Fegelein, bezeichnete seine Angaben als erlogen und fuchtelte mit einem Zettel herum, auf dem einige, mit der Schreibmaschine getippte Zahlen zu lesen waren. Nachher stellte sich heraus, daß diese Zahlen alle falsch waren. Fegelein war von einer beinahe grotesken Aufgeblasenheit und Eitelkeit. Seinen aufgeschwemmten, feisten Körper bedeckte er mit einer extravaganten Phantasieuniform. Am 27. April, als der Kampf in und um Berlin sich dem Ende näherte und damit auch das Schicksal der Männer um Hitler besiegelt war, verschwand er jedoch ohne Erlaubnis aus dem Bunker. In Zivilkleidern und im Begriff zu fliehen, wurde er in einer Vorstadt Berlins von den ausgesandten SS-Häschern eingefangen. Am 28. April wurde er wegen Fahnenflucht degradiert und seiner sämtlichen Kriegsauszeichnungen für verlustig erklärt. In den ersten Morgenstunden des 29. April ließ Hitler seinen Vertrauten und Schwager im Innenhof der Reichskanzlei erschießen.

An dieser Stelle lohnt es sich, noch etwas näher auf einige der weniger bekannten, aber nicht minder verhängnisvollen Gestalten aus der Umgebung Hitlers einzugehen. Viel ist schon über Himmler und Goebbels geschrieben worden, aber wenig mehr weiß die Öffentlichkeit über den Reichsleiter Martin Bormann, als daß er eine der treibenden antikirchlichen und antichristlichen Kräfte in der Partei war.

Martin Bormann war, bevor er in die Parteiführung übernommen wurde, landwirtschaftlicher Administrator in Mecklenburg gewesen. Nach der Machtübernahme bis zum Kriegsausbruch war er bei Heß in der Zentralkartei tätig, später wurde er sein Stabsleiter und zu Beginn des Krieges Verbindungsmann der Partei von Heß bei Hitler. Von diesem Zeitpunkt an arbeitete er unermüdlich an der Stärkung seiner Machtposition. Als erstes Ziel nahm er sich vor, den Einfluß von Heß auf Hitler so gründlich und rasch wie nur möglich auszuschalten. Er verstand es meisterhaft, Heß mit all seinen dienstlichen und persönlichen Anliegen mehr und mehr von Hitler fernzuhalten und die beiden im Laufe der Zeit völlig zu entfremden. Bormann war zweifellos ein hervorragender Menschenkenner. Er erkannte die Schwächen Hitlers sehr bald und wußte sie für seine Zwecke auszunützen. Er begann mit persönlichen Handlangerdiensten sich in sein Vertrauen einzuschleichen. Seine Taktik bestand darin, Äußerungen und Vermutungen Hitlers zu erhaschen und sie geschickt in gut ausgearbeitete Befehle umzuarbeiten, die er Hitler so schnell wie möglich zur Unterschrift vorlegte. Diese Geschäftigkeit gefiel Hitler ungemein, denn sie schmeichelte seinem Selbstbewußtsein. Darüber hinaus versuchte Bormann, Hitlers Wahnvorstellung von der eigenen Unfehlbarkeit und der daraus folgernden Gottähnlichkeit durch Gespräche zu bestärken, die mit großem Pathos vorgetragen und von entsprechenden Gesten begleitet waren. Als Heß 1941 nach England flog, hatte Bormann das Feld für sich allein. Von da ab wurde er immer mehr der unmittelbare Vertraute und Berater Hitlers. Obwohl er als Reichsleiter nur der

Parteikanzlei vorstand, schaltete er sich rücksichtslos auch in die übrigen drei Kanzleien, die Reichskanzlei, die Präsidialkanzlei und die Kanzlei des Führers der NSDAP, ein. Damit wurde er zum Sieb für alle Personen, die an Hitler heranwollten oder die irgendwelche Angelegenheiten vorzutragen hatten. Das galt nicht nur für Parteiangelegenheiten, sondern auch für wichtige Staatsgeschäfte. Alles ging zuerst durch seine Hand, bevor Hitler es zu Gesicht bekam. Sein dämonischer Ehrgeiz sandte alle in Verbannung, die sich ihm nicht unterordneten. Es ist nicht erwiesen, ob Bormann die Absicht hatte, eines Tages die ganze Macht in die Hände zu bekommen, aber unmöglich scheint nicht, daß er sich mit solchen Ideen trug, denn sie wären die logische Folge seiner ehrgeizigen Machtentfaltung gewesen. Von seinen engsten Mitarbeitern wurde er gehaßt. Wie er sie behandelte, illustriert eine kleine Randbemerkung, die er einmal an das Aktenstück eines höheren SS-Führers schrieb: ‚Ich pflege nicht mit Idioten zu verkehren." In der gesamten Umgebung Hitlers hatte Bormann keinen Freund, aber er wurde gefürchtet.

Der Gauleiter Koch, auch einer von denen, die viel bei Hitler ein- und ausgingen, hatte viel Ähnlichkeit mit Bormann. Er war schwerfälliger und ungeschlachter als dieser, und seine Gesichtszüge waren noch gröber und brutaler. In Ehrgeiz, Egoismus und Arroganz stand er Bormann nicht nach. Bezeichnend für den ganzen Charakter dieses Menschen war sein Gang. Protzig und betont wuchtig schritt er einher. Nachdem im April Königsberg gefallen war, aber während die eingeschlossene 3. und 4. Armee in Ostpreußen noch einen aussichtslosen Verzweiflungskampf führte, während noch Hunderttausende armer ostpreußischer Flüchtlinge auf der schmalen Nehrung zu beiden Seiten von Pillau und im Samland zusammengepfercht auf Abtransport nach dem Westen warteten, erschien dieser „König des Reiches, in dem die Sonne nicht untergeht", wie er sich selbst zu nennen pflegte, in der Reichskanzlei, als ob nichts geschehen wäre, und Hitler ließ ihn nicht aufhängen, wie Tausende von Soldaten und Offizieren, die irgendwo eingekesselt, Anstalten machten, ihr nacktes Leben zu retten. Er hatte lediglich seine Parteiuniform mit einer einfachen Windjacke vertauscht, wohl weil er befürchten mußte, daß die Berliner Bevölkerung ihn, wenn sie ihn erkennen, sofort totschlagen

würde. Bezeichnend für seinen Charakter sind folgende Geschichten: Bei einer Einladung in Karinhall hatte Koch vor Göring damit geprahlt, er werde sich zur Jagd im Herbst — das waren nur wenige Monate später — ein noch viel schöneres Jagdschloß als Karinhall bauen lassen. Und so ließ dieser Gauleiter mitten im Kriege, als feindliche Luftflotten bereits eine deutsche Stadt nach der andern in Trümmerhaufen verwandelten, sein Schloß Buchenhof bei Wichenau mit einem in die Millionen Mark gehenden Kostenaufwand zu einem Lustschloß umbauen. Da der deutsche Marmor nicht schön genug war, wurde für teure Devisen, die genügt hätten, Eisenerz für Kanonen zu kaufen, schwedischer Marmor importiert. Koch erlaubte auch nicht, daß sein Schloß Buchenhof in ein Lazarett für schwerverwundete deutsche Soldaten umgewandelt wurde, als die aus dem Osten zurückflutenden Truppen in die Nähe von Zichenau kamen. Ein Gut nach dem anderen ging in seinen Privatbesitz über. Nachdem er Reichskommissar für die Ukraine geworden war, ließ er sich von Hitler noch den Bezirk Bialystok dazugeben, um sagen zu können, daß sein Reich von der Ostsee bis an das Schwarze Meer reiche. Koch verstand es auch, wieder aus der Reichskanzlei und gefährlichen Nähe Hitlers zu verschwinden und sich in Sicherheit zu bringen. Er wurde das letzte Mal am 7. Mai 1945 in Flensburg gesehen.

Ein anderer typischer Vertreter der inneren Garde war Reichshauptamtsleiter Sauer, der unter Speer die gesamte Herstellung von Waffen und Munition unter sich hatte. Ein stiernackiger Bulle, skrupelloser Intrigant und Blender, paßte er schon rein äußerlich in den Kreis der Männer, die Hitler zu lieben schien. Auch er war von einem unersättlichen Machthunger beseelt. Im Laufe der schweren Kämpfe in Ungarn im März 1945 mußte die Heeresgruppe Süd dringend mit neuen Handfeuerwaffen versorgt werden. Gleichzeitig wurde eine große Waffenfabrik in der mittleren Slowakei vom Feind bedroht, da die Front sich in gefährliche Nähe herangeschoben hatte. In dieser Fabrik lagerten nahezu 20 000 Gewehre. Hitler erfuhr davon und ließ Speer rufen, dem er befahl, diese Waffen sofort zur Heeresgruppe Süd schaffen zu lassen. Als Speer nicht auf der Stelle eine befriedigende Zusage machte, ließ Hitler ihn stehen und befahl Sauer zu sich. Sauer „knallte“ die Hacken zusammen, riß den Arm hoch und begrüßte Hitler

mit strahlenden Augen und einem lauten „Heil, mein Führer!“ Das war Hitlers Mann! Als Hitler ihm die Sache mit der Waffenfabrik auseinandersetzte, war er natürlich Feuer und Flamme und erbot sich, die Waffen binnen 48 Stunden zur Truppe zu schaffen. Hitler war zufrieden, die Truppe jedoch weniger, denn die Waffen kamen nie an, weil die Fertigung der Gewehre in der Schäftung noch gar nicht abgeschlossen war. Sauer wurde im Testament Hitlers zum Nachfolger Speers ernannt.

DIE FLUCHT DES DEUTSCHEN HAUPTQUARTIERS

Am 16. April beginnt die Schlacht an der Oder, die letzte große Schlacht in Deutschland. Es war, als ob sich der Vorhang zum letzten Akt des furchtbaren Dramas hebe, als in der Morgendämmerung östlich von Berlin ein Trommelfeuer von unvorstellbarer Gewalt begann. Die russischen Batterien standen auf viele Kilometer Breite und in Tiefe gestaffelt buchstäblich Geschütz neben Geschütz. Zum letzten Male im zweiten Weltkrieg erhob sich der deutsche Frontsoldat nach eineinhalbstündigem Trommelfeuer aus seinen Erdlöchern, um den Sturm der Roten Armeen abzuwehren.

In den Straßen der Reichshauptstadt herrscht fieberhaftes Treiben. Das dumpfe, gleichmäßige Rollen des Geschützdonners hat die Einwohner schon früh aus ihren Häusern oder Kellerlöchern getrieben. Das letzte Aufgebot der Volkssturmmänner hastet zu den Sammelstellen. Schon gegen Mittag rollen die ersten Kommandos mit der S-Bahn in ihre Bereitstellungsräume hinter der Front. Die Panzersperren in und um Berlin werden bis auf eine kleine Durchfahrt geschlossen. In den Straßen bleiben hier und dort Frauen und Mädchen stehen und lauschen angsterfüllt auf die immer lauter dröhnende Stimme der Front. Wird die rote Flut über ihre Stadt hereinbrechen oder wird es gelingen, sie aufzuhalten, bis die Amerikaner Berlin erreicht haben? Immer wieder dieselben bangen Fragen auf den verhärmten, müden Gesichtern der Menschen, die vor den Lebensmittelgeschäften schlangestehen. Nur diese Hoffnung hält sie vor einer Panik zurück — die Amerikaner. Sie müssen kommen, sie müssen . . . .

Im Hauptquartier in Zossen sitze ich hinter meinem Schreibtisch im Vorzimmer von General Krebs. Ein Telephongespräch jagt das andere. Oft müssen drei Apparate zugleich bedient werden. Der Chef klingelt. Ich trete durch die schalldichten Doppeltüren in sein Arbeitszimmer und erkundige mich nach seinen Wünschen. Er steht gleich links vor dem großen Tisch über die Karten mit den roten und blauen Einzeichnungen der Oderfront gebeugt. Ich muß mich noch einmal bemerkbar machen. Dann richtet er sich auf. Der kleine rundliche

und sonst so vergnügliche General sieht mich müde und nachdenklich an: „Was ich noch sagen wollte, verbinden Sie mich doch bitte mal mit General Burgdorf, ich will endlich wissen, wohin wir mit unserem Hauptquartier gehen sollen. Versuchen Sie auch, ob Sie noch Berchtesgaden bekommen. Freytag soll herkommen — und dann können Sie mir noch ein Glas Wermut bringen.“ — Den weißen Wermut trank er besonders gern; ich mußte ihn selbst verwalten. Im untersten Fach meines Panzerschranks neben den Gästezigarren stand er. Ich gehe wieder in mein Zimmer und melde beide Gespräche an. Dann begebe ich mich zum Adjutanten Freytag von Loringhoven. Er war es, der mir heute früh die Mitteilung gemacht hatte, daß das russische Trommelfeuer bei Küstrin begonnen habe und der Russe 1½ Stunden später zum Angriff angetreten sei. Jetzt ist es kurz vor 10 Uhr. Die Meldungen von der Front sind in der letzten Stunde spärlicher geworden. Die Leitungen werden wohl zerfetzt sein.

Der Zeit nach müßte die Schlacht jetzt ihren Höhepunkt erreicht haben. Ich muß unwillkürlich an die Kameraden draußen denken. Wie oft in diesen Kriegsjahren war ich selbst mitten drin gewesen, habe mit denen, die jetzt da vorne in der Hölle liegen, die Hände in die schützende Erde gekrallt. Nur daß es nicht die heilige Erde der Heimat war, sondern irgendwo in der endlosen Weite des russischen Landes. Für uns Junge war es besser, wir wären bei denen da vorn. Dieses machtlose Warten, das Wissen um die Aussichtslosigkeit ihres Einsatzes ist so unendlich schwer. Wer immer für die Sicherheit des eigenen Lebens gezittert hat, steht solchen Gefühlen fremd gegenüber. Er weiß nicht, wie es ist, wenn man schwer verwundet irgendwo inmitten einer solchen Schlacht liegt, was es bedeutet, wenn dann die Kameraden kommen und einen aus den verschlammten Trichtern nach hinten ziehen. Weil solche Erlebnisse ein unzertrennliches Band schaffen, spüre ich die Trennung jetzt doppelt schwer.

Freytag und ich stehen schweigend einige Augenblicke voreinander und lauschen — jeder in seine Gedanken versunken, jeder denkt wohl dasselbe. Er, der Große, Elegante, dem man nie eine persönliche Regung anmerkt, sieht müde aus. Tag für Tag und die Nächte hindurch haben wir gearbeitet. Er richtet sich auf und geht zum Chef. Ich hole den Wermut aus meinem Panzerschrank und gieße ein Glas ein. Bald

darauf, nach kurzem Alarm, brausen fünf russische Jäger über uns hinweg, ein seltsamer Anblick, denn bis jetzt hatte sich die russische Luftwaffe selten mehr als 20 Kilometer in das feindliche Hinterland gewagt, es sei denn, daß sie mit Sicherheit keine deutschen Jäger erwartete. Die Telephonate reißen nicht ab. Immer wieder dieselben Fragen: „Irgendwelche Neuigkeiten von der Front?“ — Kurz vor 11 Uhr füllt sich mein Zimmer mit Generalen und Obersten. Um 11 Uhr ist Lagebesprechung beim Chef. Heute ist die Unterhaltung lebhafter als sonst. „Wohin sollen wir verlagern? Was sollen wir vorbereiten?“ Noch besteht eine Möglichkeit, durch Böhmen nach Berchtesgaden zu kommen. Aber wie lange noch? Das Gespräch Burgdorf—Krebs hat auch keine Klarheit gebracht. Hitler hat sich noch immer nicht entschließen können. Während der Lage werde ich herausgerufen, Berchtesgaden meldet sich, ein Feldwebel unseres Vorkommandos, der mit einem Sonderzug vor einigen Tagen dort eintraf. Frau und Tochter des Chefs fuhren auch mit. Ich erkundige mich nach allem, was der General wissen will. „Was wird aus uns?“ fragt die Stimme am andern Ende. Wie soll ich das wissen! Wer in Deutschland weiß denn überhaupt noch, was wird?

Kurz nach Mittag erreicht uns die erste ausführliche Meldung von der Front: „Der Angriff ist abgeschlagen, um kleine Einbruchstellen wird noch gekämpft. Verluste sind sehr hoch.“ Ja, es war wieder die alte Formulierung. So war es auch am Wolchow, am Ilmensee, in den Pripjet, vor Warschau . . . . . Am Nachmittag, Punkt 16 Uhr, setzt das Trommelfeuer wieder ein, wieder 1½ Stunden lang, und dann greifen sie wieder an, Welle um Welle. Als abends die Meldungen von vorne kommen, heißt es: „Zusammenhang der Front noch gewahrt. Tiefere Einbruchstellen konnten abgeriegelt werden. Schickt uns Soldaten, schickt uns Munition!“

Gegen 10 Uhr abends kehren Krebs und der Baron, der ihn heute begleitet hat, von der Lage aus der Reichskanzlei zurück. Ich hatte ihnen schon einen kleinen Imbiß auf ihre Schreibtische stellen lassen, denn die eigentliche Arbeit begann erst jetzt und würde wahrscheinlich nicht vor 3 oder 4 Uhr morgens zu Ende sein, wenn es nicht wieder die ganze Nacht hindurch ging. Bei einer Tasse Kaffee erzählt der Baron: „Heute Nacht müssen sie aus der Stellung westlich von Küstrin heraus. Die Hauptkampflinie wird in die Har-

denbergstellung zurückverlegt. Da vorne geht es zu Ende. In der Hardenbergstellung werden sie sich vielleicht noch 24 Stunden halten. Im Westen sieht es ebenso schlimm aus. Im Norden gehen die Engländer auf Lüneburg vor. Die Amerikaner haben die Elbe zwischen Magdeburg und Dessau überschritten und sind damit näher an Berlin heran als die Russen. In Sachsen drücken sie gegen Halle und Leipzig. Im Süden stehen sie in Bayern. Die Russen stehen vor Brünn und westlich von Wien."

Er hält inne und sieht vor sich hin; denkt wohl an Frau und Kind, die bei Leipzig wohnen. „Was ich noch sagen wollte", fährt er fort, „als wir durch Tempelhof fuhren, schrie uns eine Gruppe von Menschen nach: Bluthunde, ihr Bluthunde!" Dann geht er an seinen Schreibtisch und sieht die Eingänge durch.

Am folgenden Tag, dem 17. April, nehmen die Kämpfe vor Berlin mit unverminderter Heftigkeit ihren Fortgang. Schritt um Schritt müssen die deutschen Divisionen dem Ansturm der Russen weichen. Der 18. kommt mit strahlendem Frühlingswetter, aber mit ihm auch neue schwere Kämpfe. Der russische Angriff dehnt sich weiter nach Süden aus. In Schlesien und im Waldgelände der Lausitz, wo die feindliche Überlegenheit noch viel größer ist, wird erbittert gekämpft. Gegen 9 Uhr morgens gelingt es einem der Nachrichtenleute, noch einmal eine Telephonverbindung mit meiner Frau in Lübeck herzustellen. Obgleich sie nicht weiß, wie verzweifelt die Lage wirklich steht, ist sie doch voll banger Fragen: „Du, die Russen sollen schon vor Berlin sein. Ich habe solche Angst um Dich, Dix, Du, hörst Du noch? Kannst Du nicht zu mir kommen? Du, was soll nur werden? Man erzählt sich hier, die Engländer seien vor Lüneburg. Stimmt das?" Auf alle diese Fragen, die sich hastig überschlagen, kann ich nicht mehr antworten. Das Gespräch wird getrennt. Etwa vier Wochen später erhielt sie die Nachricht, ich sei in Berlin gefallen.

Am 19. April rollt die Lawine weiter. Beiderseits Frankfurt hält die deutsche Abwehrfront noch an der Oder fest, aber bei Oranienburg und östlich von Berlin sind die Russen schon in bedrohliche Nähe der äußeren Stadtbezirke Berlins vorgerückt. Südlich in der Lausitz sind sie mit starken Panzerkräften tief eingebrochen. Hier wird besonders hart gekämpft und alles, was noch an verfügbaren Kräften vorhanden ist,

in die Schlacht geworfen. An diesem Tage verliest Goebbels über den Rundfunk eine Proklamation an das deutsche Volk, die am nächsten Tag, also am 20. April, in allen noch erscheinenden Tageszeitungen abgedruckt wird. Darin heißt es unter anderem: „... Berlin bleibt deutsch, Wien wird wieder deutsch..." Und Millionen Deutscher atmen erleichtert auf. „Der Führer hat es gesagt, der Führer muß es ja wissen." Wie sollen sie auch zweifeln, sie sind ja jahrelang angelogen worden, sie sind dazu erzogen worden, der Goebbelsschen Propaganda zu glauben. Gewiß wird die berühmte Geheimwaffe in den nächsten Stunden oder Tagen eingesetzt, und dann... Außerdem müssen ja bald die Russen und Amerikaner aufeinanderprallen, und dann . . . Goebbels hat durch Flüsterpropaganda erreicht, daß die große Mehrheit der vor Berlin kämpfenden deutschen Soldaten wirklich überzeugt ist, die Amerikaner würden ihnen jeden Augenblick gegen den Russen zu Hilfe eilen! Aber auch plumpere Tricks müssen herhalten. Man verbreitet das Gerücht einer Befreiungsarmee. Flugblätter werden über Berlin abgeworfen: „Die Armee Wenk kommt und gibt Euch Freiheit und Sieg." Und die Berliner und die Soldaten glauben wieder. Aber diese 12. Armee, nach ihrem Führer, dem General der Panzertruppen Wenk, genannt, ist in Wirklichkeit keine Armee. Von ihren neun Divisionen stehen sechs auf dem Papier, nur drei Divisionen, also ein Korps, waren zu voller Aufstellung gekommen. Führer dieses Korps ist General der Kavallerie Köhler, der mir, als er sich vor 14 Tagen, aus Norwegen kommend, beim Chef meldete, erzählte, er habe gerade die Nachricht erhalten, daß sein einziger Sohn gefallen sei. Seine drei Divisionen sind sehr schlecht ausgerüstet und bewaffnet. Fast 90 Prozent seiner Leute sind 17- und 18jährige kriegsunkundige Offiziersanwärter. Es gibt Gruppen, wo nicht einmal die Hälfte der Leute mit Waffen versehen ist. Diese Knaben sollen nun auch in den Tod geschickt werden. Das war die „Befreiungsarmee". Als Hitler sie am 5. oder 6. April Wenk übergab, sagte er feierlich: „Wenk, in Ihre Hände lege ich das Schicksal Deutschlands!"

Am 20. April, Hitlers 56. Geburtstag, stoßen die Russen zwischen Guben und Forst nach Nordwesten vor und erreichen in den Abendstunden bereits den Spreewald. Das OKH schickt daraufhin seine letzte persönliche Kampfreserve, die in einer

verstärkten, gut ausgerüsteten Schwadron von etwa 250 Mann besteht, dem Feind nach Luckau, 25 Kilometer südlich von Zossen, entgegen. Also 250 Mann gegen Hunderte von russischen Panzern und Flugzeugen. Um 6 Uhr früh des darauf folgenden Tages weckt mich ein Telephonanruf des Führers dieser Schwadron, Oberleutnant Kränkel. Er war selbst am Apparat: „Etwa 400 russische Panzer sind an uns vorbeigestoßen. Um 7 Uhr greife ich an." Das war für unser Hauptquartier und für Berlin der gefährlichste Stoß. Reserven gab es nicht mehr. Wenk stand an der Elbe im Kampf mit den Amerikanern. Um 9 Uhr wieder ein Anruf von Kränkel: „Eigener Angriff unter starken eigenen Verlusten gescheitert. Eigene Panzeraufklärung meldet weiteres Vordringen feindlicher Panzer nach Norden." Also auf Berlin und damit auch auf Zossen. Der Chef gibt diese Meldung sofort weiter an die Reichskanzlei. Jetzt muß endlich eine Entscheidung über die Verlegung des Hauptquartiers fallen. Aber Hitler zögert immer noch. Bald darauf erreicht uns die Nachricht, daß der Russe nördlich Berlin vorbeigestoßen ist und Oranienburg genommen hat. Diese Neuigkeiten verbreiten sich wie ein Lauffeuer. Ich kann den Hörer kaum noch aus der Hand legen, immer wird dieselbe Frage wiederholt: „Findet die Lage heute trotzdem noch statt?" Ich antworte immer dasselbe: „Lage wie gewöhnlich um 11 Uhr." Gegen den Befehl des Chefs lasse ich jedoch alles für einen überstürzten Abmarsch vorbereiten. Kurz vor Beginn der Besprechung geht es in meinem Zimmer zu wie in einem Bienenstock. Melder, Schreiber und Ordonnanzoffiziere kommen und gehen. Die Unterhaltung der Generale und Obersten ist so laut, daß ich mehrfach um Ruhe bitten muß, um am Telephon noch etwas verstehen zu können. Wenige Minuten vor 11 Uhr wird es im Zimmer auf einmal so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören können. Da ist es schon wieder, dieser heisere, bellende Knall. Wer einmal draußen an der Front war, kennt dieses Geräusch nur zu gut. Wir sehen uns an, dann unterbricht einer die Stille: „Das sind die russischen Panzer bei Baruth. Zehn oder vielleicht auch zwölf Kilometer sind es noch, denke ich." Ein anderer meint: „In einer halben Stunde können sie wohl hier sein." General Krebs tritt aus seinem Zimmer:: „Darf ich bitten, meine Herren." Die letzte Lagebesprechung im deutschen Hauptquartier hat begonnen. Ich

werde herausgerufen. Da steht Kränkel, abgehetzt, verdreckt. Eine Handvoll Fahrzeuge und 20 Mann, das ist alles, was von einer Schwadron übriggeblieben ist. Baruth ist von den Russen genommen, dort stehen von uns nur noch zwei Flakgeschütze, einige 20 Soldaten und etliche Volkssturmmänner. Der Russe ist vorläufig stehengeblieben. Ob ich noch irgendwelche Befehle für ihn hätte, fragt er zum Schluß. „Ja", sage ich, „halten Sie sich und Ihre paar Leute und Fahrzeuge einsatzbereit." Dann gehe ich wieder in das Lagezimmer und berichte dem General. Er läßt sich sofort mit Hitler verbinden, um ihn noch einmal eindringlich zu bitten, das Hauptquartier verlegen zu dürfen. Hitler lehnt ab. Auf den Gesichtern der sich verabschiedenden Offiziere steht deutlich ein Gedanke zu lesen: Also russische Gefangenschaft.

Kurz darauf ein Anruf von Burgdorf. Hitler habe schon befohlen, sämtliche Truppen, die noch auf beiden Seiten der Elbe zwischen Dresden und Dessau—Roßlau kämpfen, mit Einbruch der Dunkelheit auf Berlin zurückzuziehen. Damit ist der Weg für die Begegnung der Amerikaner und Russen frei. Wenige Stunden später fahren die letzten deutschen Kurierwagen durch den nur noch 15 Kilometer breiten Schlauch nach dem südlichen Teil des Reichs. Mit Beginn des morgigen Tages wird Deutschland in zwei Hälften geteilt sein. Wie so oft in diesem Krieg, blieb der Russe aber dort stehen, wo wir es am wenigsten vermuteten, so auch dieses Mal. Wir haben Glück, denn ohne nennenswerte Gegenwehr zu finden, steht der russische Panzerkeil in Baruth, zehn Kilometer von unserem Hauptquartier, und rührt sich nicht. Endlich um 13 Uhr kommt Hitlers Befehl zur Verlegung des Hauptquartiers in die Luftwaffenkaserne nach Potsdam-Eiche. Gleichzeitig wird uns mitgeteilt, daß die Lagebesprechung in der Reichskanzlei heute schon um 14.30 Uhr stattfinden soll. Im Hauptquartier finden nun in größter Eile die Vorbereitungen zum Abmarsch statt. Die Leitungen werden abgebaut. Um 14 Uhr fahre ich mit meiner Kolonne durch das Hauptportal in Richtung Berlin. Der Chef ist mit dem Adjutanten schon vor einer Viertelstunde vorausgefahren.

Auf der großen Landstraße ziehen Menschen, hunderte, tausende, viele mit Pferd und Wagen, andere mit Fahrrädern oder kleinen Leiterwagen, Schubkarren, Kinderwagen, und

wieder andere, die meisten zu Fuß, alle nach Westen, irgendwohin, nur fort vor dem Russen. Die Panzersperren an den Ortsausgängen lassen nur noch eine enge Durchfahrt. Oben auf den massiven Barrikaden aus Holz und Stein klettern und spielen Kinder. Unbekümmert und ahnungslos, Papierhelme auf dem Kopf und Holzschwerter in der Hand, winken sie uns zu. Wir winden uns weiter durch den Pulk der Flüchtlinge in Richtung Potsdam. Ein entgegenkommender Motorradfahrer berichtet, das Zentrum Berlins liege bereits unter dem Artilleriefeuer der Russen. In der Dorotheenstraße habe es schon die ersten Toten gegeben.

In der Reichskanzlei findet jetzt die letzte große Führerlage statt. Ich habe sie leider nicht miterlebt, mir aber nachher von Baron von Loringhoven darüber erzählen lassen. Hitler hatte zum letzten Male die Vertreter von Partei, Staat und Heer um sich versammelt. An diesem denkwürdigen Tag, am 21. April 1945, als die russischen Granaten schon in den Straßen Berlins krepierten, gab er sich zum ersten Male geschlagen. Er trat vor seine Mitarbeiter mit den Worten: „.... Der Krieg ist verloren .... ich erschieße mich." Bei dieser Zusammenkunft gab er auch bekannt, daß er in Berlin bleiben und nicht mit dem Hauptquartier nach Westen ausweichen werde. Generalfeldmarschall Kesselring erhielt den militärischen Oberbefehl und Vollmachten für die „Führung der Regierungsgeschäfte" im südlichen Teil des Reichs, Großadmiral Dönitz wurde mit ähnlichen Vollmachten für den nördlichen Sektor ausgestattet. Goebbels, Bormann und Krebs sollten bei Hitler in der Reichskanzlei bleiben.

Bevor wir nach Potsdam hineinfahren, lasse ich noch einmal halten, um die lang auseinander gezogene Fahrzeugkolonne zu sammeln. Zwei deutsche Jäger fliegen über unsere Köpfe hinweg, den Kämpfen im Osten entgegen. Das Rumoren der Front klingt nur noch schwach an unser Ohr, wie das ferne Rollen eines Donners. In der Nähe des Bahnhofs passieren wir etwa zwanzig bis dreißig Blindgänger, die vom letzten Bombenangriff auf Potsdam liegengeblieben sind. An den Brücken vor dem alten Schloß gibt es ein unfreiwilliges Halt. Vor der Panzersperre zwischen beiden Brücken haben sich Hunderte von Fahrzeugen gestaut. Ich steige aus und versuche das Knäuel zu entwirren. Aufgeregte Männer mit Pferd und Wagen, fluchende Lastwagenfahrer, hilflos wei-

nende Mütter, ihre in Wolldecken gewickelten Kinder auf dem Arm, alles schreit sinnlos durcheinander. An den Brükken arbeiten unterdessen Pioniere um Sprengmunition und Bombenblindgänger für die Sprengungen anzubringen. Endlich geht es weiter durch die Stadt. Das alte Palais des ersten Preußenkönigs ist völlig zerstört. Wir müssen durch Nebenstraßen fahren. Zusammengestürzte Häuser und Bombentrichter versperren den Weg. Das Glockenspiel der alten Potsdamer Garnisonkirche, wo Adolf Hitler sein Drittes Reich einweihte und vor dem Sarg Friedrichs des Großen einen feierlichen Schwur tat, liegt auf der Straße, geborsten zwischen Schutt und Asche. Die ausgebrannten hohen Fenster der Kirche starren uns an wie die Augenhöhlen eines furchtbaren Rächers. Am Rande der Stadt liegen Villen und Parks in friedlicher Stille, auch „Sanssouci" ist von feindlichen Bombern verschont geblieben. Dann sind wir vor der Kaserne in Eiche. Vorkommandos empfangen uns, Befehle schwirren durcheinander. Als Freytag gegen 8 Uhr abends abgespannt aus der Reichskanzlei zurückkommt, ist die dringendste Arbeit erledigt. Es ist ja doch alles nur provisorisch, lange werden wir auch hier nicht bleiben. Was aus uns beiden wird, nachdem der Chef zum Untergang in der Reichshauptstadt verurteilt worden ist, weiß er nicht.

In der Frühe des darauffolgenden Tages sickert auch schon durch, daß das Hauptquartier von hier nach Rheinsberg verlegt werden soll und von dort wahrscheinlich noch weiter in die Gegend von Lübeck. Ich wage es kaum zu hoffen. Vielleicht kann ich schon in wenigen Tagen Frau und Kind wiedersehen. Noch an demselben Tage erhalte ich von General Detlevsen den Befehl über die engere Verteidigung des OKH. Ich stelle eine Kampfgruppe zusammen, so gut es geht, kläre mit Panzerspähwagen auf und riegle die See-Engen bei Geltow, Werder und Marquard westlich und nördlich von Potsdam ab. Der Flüchtlingsstrom nimmt ununterbrochen zu, überall Bilder der Verzweiflung. Am 23. April morgens erhält der Baron Befehl, mit dem, was er für mehrere Tage benötigt, sofort in die Reichskanzlei zu kommen. Er weiß, was das bedeutet. Der Abschied von ihm fällt uns allen schwer.

Ich eile wieder hinaus, meinen Aufgaben zu. Der Anblick

der Landstraßen wird immer trostloser. Heute mischen sich bereits die ersten Soldaten unter die Flüchtlinge. Zuerst sind es nur einzelne, dann kleine Gruppen, und dann werden es viele. Einige haben noch Waffen und ein Ziel, die meisten aber sind abgestumpft, in haltloser Auflösung begriffen. Diese Menschen sind völlig apathisch. Man kennt sie am Gang, an der Kopfhaltung, am Blick. Der Strom der Verwundeten und notdürftig Verbundenen reißt nicht mehr ab.

Um 17 Uhr melde ich mich bei General Detlevsen. Er hat mich zu sich befohlen. Der große, nervöse Mann erhebt sich, als ich in sein Zimmer trete, und gibt mir die Hand. Dann verkündet er in kurzen, knappen Worten mein Todesurteil: „Vor einer halben Stunde rief General Krebs an. Sie sollen sofort in den Bunker der Reichskanzlei kommen, um Freytag zu unterstützen. Ihre Sachen sollen Sie mitbringen. Ich glaube, Sie wissen, was das für Sie bedeutet." Er sieht mich fest an, legt die Hand auf meine Schulter und fügt hinzu: „Wenn es soweit ist, wenn der Russe da ist, und der Augenblick kommt, wo der Gasschlauch in Tätigkeit tritt, dann gehen Sie rechtzeitig aus dem Bunker und sterben einen anständigen Soldatentod auf dem Wilhelmplatz." Das Letzte hatte er langsamer und leiser gesprochen. Dann sagte er noch: „Haben Sie noch irgendeinen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen könnte?"

Es ist sehr still im Zimmer geworden. Ich gebe ihm die Anschrift meiner Frau, grüße und gehe. Erst draußen, im Halbdunkel des langen Kasernenganges, wird mir die ganze Schwere seiner Worte bewußt. Die Tage und Wochen vorher hatte ich mitten im Trubel der Kriegswirren und überhetzten Arbeit gestanden, und es war mir so ergangen, wie es uns allen während der Kriegsjahre an der Front draußen erging: Wir hatten nicht nach dem Warum gefragt, nicht nach der Zukunft, wir hatten keine Zeit zum Nachdenken und Grübeln gehabt; wir hatten von den Feinden vor uns und den Kameraden neben uns gewußt und ganz einfach unsere Pflicht getan. Aber wie es in Wirklichkeit um unser Vaterland stand, wie wenige wußten das! Wohl war mir schon in den Wochen und Monaten meiner Tätigkeit im OKH bewußt geworden, daß die Niederlage unvermeidlich sein würde. Aber nun diesen Tod vor Augen. Es war ein grausames Erwachen.

Langsam lasse ich mir das Notwendigste für den persön-

lichen Bedarf geben, verabschiede mich von allen und fahre los. Der Weg geht an Potsdam vorbei über Nedlitz, Krampnitz, Kladow bis zur Heerstraße. Der direkte Weg über Wannsee, Dahlem ist schon nicht mehr benutzbar, da die Russen die Straße überquert haben sollen. Die Straßen sind leerer geworden, das Rollen der Schlacht um Berlin ist fast ganz verstummt. Auf der breiten Ost—West-Achse begegnen wir kaum einem Menschen. Nur hier und da huscht ein Schatten von Keller zu Keller. Je weiter wir in das Zentrum vordringen, desto ausgestorbener scheint die Stadt. Ohne irgendwelche Zwischenfälle gelangen wir zum Potsdamer Platz und biegen gleich darauf in die Voßstraße ein. Schwarz hebt sich die lange Front der neuen Reichskanzlei und der gegenüberliegenden Häuserruinen vom hellen Nachthimmel ab.

Kein Mensch ist zu sehen. Vor dem Parteieingang liegt der Schutthaufen einer eingestürzten Häuserfassade. Das dumpfe Bersten einer einschlagenden Granate dringt an mein Ohr. Ich lasse den kleinen Wagen auf dem Platz neben dem Wehrmachteingang vor der Hebebühne halten. Hier stehen schon mehrere Wagen. Der Posten, der gewöhnlich hier Wache hält, ist nicht zu sehen. Die Autohebebühne scheint auch nicht mehr zu funktionieren. Unwillkürlich zucke ich zusammen. Ein fauchendes Rauschen hat die gespensterhafte Stille zerrissen, gleich darauf das berstende Krachen einer schweren Granate. Der Einschlag muß schon in der Nähe des Potsdamer Platzes liegen. Über die Ruinen hinweg, in Richtung des Abschusses, nimmt ein schwacher Feuerschein an Helligkeit zu. Wenige Minuten später folgt der nächste Einschlag diesmal etwas weiter entfernt. Endlich finde ich den ersten Posten. Die Wachen vor den Eingangstüren haben sich in die schützende Dunkelheit des Gebäudes zurückgezogen. Ein SS-Mann kommt auf mich zu und fragt nach meinem Wohin. Der wachhabende Unteroffizier läßt mich gleich darauf in das Innere des Bunkers unter der Reichskanzlei führen. Wir benützen einen Nebeneingang. Er ist nur schwach beleuchtet. An die Wände eines langen Ganges gelehnt, stehen Soldaten mit ihren Waffen. Einige rauchen, andere unterhalten sich, wieder andere sitzen in der Hocke mit vornübergesunkenem Kopf und schlafen. Das Geräusch der gedämpft sprechenden Menschen wird vom Surren der Ventilatoren übertönt. Schließlich gelangen wir zum sogenannten Gefechtsstand des Brigadeführers Mohnke. Dieser war bis vor kurzem Führer der Leibstandarte gewesen. Zu diesem Zeitpunkt war er, was ich später erfuhr, Führer des Freikorps Adolf Hitler, das er vor einigen Tagen hier im Tiergarten aus Freiwilligen des ganzen Reiches zusammengestellt hatte. Es waren alles in allem etwa zweitausend Mann, die den letzten Verteidigungsring um die Reichskanzlei bilden sollten. Mohnke sprach laut und gestikulierend mit einigen SS-Offizieren. Die Luft in dem schmucklosen, kleinen Raum war trotz der Ven-

tilatoren stickig und verbraucht. Nachdem Mohnke sich bei der Adjutantur über meinen Auftrag vergewissert hatte, werde ich von zwei SS-Männern weiter ins Innere des Bunkers begleitet. Das dumpfe Rollen der Artillerieeinschläge ist hier nur noch schwach zu hören. Da die ganze Bunkeranlage der Reichskanzlei noch nicht fertig ausgebaut ist, wirken alle Räume besonders nüchtern und abstoßend. Die kalten, grauen Betonwände strömen jenen feuchten, muffigen Geruch aus, der Neubauten eigen ist. Unser Weg führt durch ein Wirrwarr von Bunkerräumen, die alle miteinander durch Gänge oder dünnwandige Stahltüren verbunden sind. Über allem liegt wie ein Alpdruck der muffige Geruch, das ineinanderfließende Geräusch vieler sprechender Menschen und brummender Ventilatoren. Es werden alles in allem fünfzig bis sechzig Bunkerräume sein, die hier unter der Reichskanzlei liegen. Aus diesem Labyrinth gibt es sechs Ausgänge, davon drei unmittelbar ins Freie, die übrigen in das Erdgeschoß der Reichskanzlei. Mehrere der Räume sind bis unter die Decke mit Brot, Konserven und anderen Vorräten so vollgepfropft, daß es schwierig ist, durchzukommen. Überall bietet sich das gleiche Bild. Die Gänge und Bunker sind gefüllt mit Soldaten, von denen die meisten schlapp und teilnahmslos an den Wänden lehnen. Nur wenige stehen in Gruppen und unterhalten sich. Andere liegen und sitzen auf dem Boden und schlafen mit der Waffe im Arm. Es sind beinahe durchweg große, kräftige, junge SS-Männer. Sie vermitteln nicht den Eindruck, als ob sie noch von irgendwelcher Kampflust beseelt seien, sondern eher den einer passiven Ergebenheit in ihr Schicksal. Dieser Eindruck verstärkt sich in den folgenden Tagen bis hinauf zu den höchsten Führungsstellen.

Endlich sind wir am Ziel. Es ist wieder ein schmaler, muffiger Bunkerraum mit Schreibern, Zeichnern und Ordonnanzen. Krebs ist mit dem Baron zum Vortrag bei Hitler. Ich muß warten und habe Muße, auf die einmal lauter berstenden, einmal leiser, ferner rollenden Einschläge der russischen Granaten irgendwo im Zentrum der Stadt zu lauschen und meinen Gedanken nachzuhängen. Sie kreisen eigentlich nur um die eine Frage: Wie lange wird das hier noch dauern, wie wird das Ende sein? Die Minuten schleichen. Aber schließlich kommt Freytag. Er wirkt in dem niederen Raum noch größer, als er schon ist. Als er mich sieht, huscht ein Lächeln

über sein Gesicht. Ich melde mich vorschriftsmäßig. Dann gibt er mir die Hand und sagt: „Das Formelle wollen wir jetzt fallen lassen. Das hat doch wohl keinen Sinn mehr." Nach einer Pause setzt er hinzu: „Ja, mein Lieber, mitgefangen, mitgehangen. Komm mal mit, ich will Dich gleich in Dein Arbeitsgebiet einführen, der General wird doch nicht gleich zurück sein." Wir gehen durch einen nett eingerichteten Bunkerraum, in dem General Burgdorf mit seinem Adjutanten wohnt. Unser Bunker ist von diesem nur durch eine dünne Stahltür getrennt. Links neben der Tür stehen zwei übereinandergestellte Betten, gegenüber zwei Schreibtische für uns. Ein großer Vorhang teilt den Raum in zwei Hälften. Die andere Hälfte wird von General Krebs bewohnt. Die Wände sind grau verputzt wie in den anderen Bunkern. Nachdem ich meine Sachen abgelegt habe, beginnt die Einweisung. Meine Aufgabe hier im Bunker soll sein, die militärische Lage in und um Berlin und Potsdam stündlich aufzunehmen. Bernd, dies ist Freytags Vorname, bearbeitet das übrige Kriegsgebiet. Dann weiht er mich in die letzten militärischen Entwicklungen ein.

Die Russen sind nördlich von Berlin über Oranienburg an der Stadt vorbeigestoßen. In den östlichen und südlichen Vororten wird gekämpft. Im Süden sind seine Panzerspitzen bis vor Nauen, 30 Kilometer westlich von Berlin, vorgedrungen. Die Absicht, Berlin zangenartig zu umfassen, ist deutlich genug. Es gibt nur noch eine einzige freie Straße nach Nordwesten als letzten Verbindungsweg mit der Außenwelt. Man rechnet damit, daß die Einkesselung Berlins morgen, also am 24. April, vollkommen sein wird. Die sogenannte Armee Wenk sammelt sich im Augenblick südlich von Magdeburg auf dem Ostufer der Elbe und soll so bald wie möglich über Potsdam Berlin freikämpfen. In Berlin selbst stehen zur Verteidigung noch das 58. Panzerkorps, das sich unter General Weidling von der Oder zurückgekämpft hat und sehr erschöpft und aufgerieben ist, sowie die Reste zerschlagener Divisionen von der Oderfront, kleinere Flakeinheiten und Volkssturm. Die Masse der Verteidigungskräfte stellt der äußerst mangelhaft ausgerüstete Volkssturm. An Artillerie ist auf der 130 Kilometer langen Front so gut wie nichts mehr vorhanden, ebenso fehlt es ganz an Munitionsreserven. Wahrscheinlich soll der Mangel an Soldaten in den nächsten Tagen durch die Hitler-

Jugend ausgeglichen werden. In der Stadt befinden sich noch ungefähr zwei Millionen Zivilisten. In Potsdam steht noch ein weiteres schwaches Korps mit zwei Divisionen unter General Reimann. An Panzern sind im gesamten Stadtbereich nur noch etwa 40 bis 50 Stück vorhanden. Demgegenüber beträgt die Streitmacht der Russen vier Armeen mit annähernd tausend Panzern.

„Wie lange wird der Kampf wohl noch dauern?" frage ich ihn. Seine Antwort kommt so prompt, als ob er die Frage erwartet hätte: „Acht, allerhöchstens zehn Tage." „Und was hältst Du von Wenk?" „Nichts, gar nichts, denn mit seinen Kräften ist es ausgeschlossen, irgendwie entscheidend auf den Kampfverlauf einzuwirken." „Gibt es also gar keinen Hoffnungsschimmer mehr?" „Nein, nur die Möglichkeit, die letzte Katastrophe, wenn auch nur für ein paar Tage, aufzuschieben." „Ja", fügt er bitter hinzu, „es gäbe vielleicht noch eine Möglichkeit, wenn Hitler nicht wäre. Das Gros der 9. Armee steht immer noch an der Oder und könnte, sich vielleicht noch auf Berlin zurückziehen, aber Hitler will nicht. Er hat jeden dahingehenden Vorschlag ihres Führers, des Generals Busse, und unseres Chefs entschieden abgelehnt, obwohl die Russen schon 100 Kilometer im Rücken dieser Armee stehen. Stelle Dir vor, Hitler will angreifen, er will die Oderlinie im Angriff zurückgewinnen!"

Ich sehe ihn völlig erstarrt an. „Angreifen, angreifen?" Ja, so ist es. Obwohl Hitler schon zugegeben hat, daß der Krieg verloren ist, scheint er noch keine Ahnung von dem zu haben, was wirklich draußen vorgeht. Ebensowenig, wie er sich früher an der Front sehen ließ, hat er seit seinem Einzug in Berlin die Reichskanzlei auch nicht ein einziges Mal verlassen, um sich in der Stadt persönlich davon zu überzeugen, wie die Dinge stehen. Es wäre eine Kleinigkeit, die Angelegenheit einer Stunde, ja, einer halben Stunde. Aber er will nicht, daß seine imaginäre Vorstellungswelt durch die Wirklichkeit gestört wird. Findet einer aus seiner Umgebung einmal den Mut, die Wahrheit zu sagen, fängt er an zu toben. Draußen löst sich das deutsche Heer unter dem Ansturm der Feinde von allen Seiten auf, aber Hitler will noch angreifen. Er, Himmler und Goebbels haben befohlen, Soldaten und Volkssturmmänner, die zurückgehen, aufzuhängen. Hunderte von Soldaten und Offizieren, viele mit Tapferkeitsauszeich-

nungen, die das sinnlose Morden nicht mehr mitmachen wollen, werden an den Bäumen, an Laternenpfählen aufgeknüpft. Am furchtbarsten wütet der Terror in Danzig. Ist sein Wahnsinn schon so weit fortgeschritten, daß er glaubt, das Rad der Geschichte zum Stehen bringen zu können, ist seine Unmenschlichkeit so grenzenlos, daß er noch möglichst viele Deutsche mit sich in den Abgrund reißen möchte, oder ist er feige und möchte sein Leben noch um ein paar Tage verlängern? Wir werden es nie wissen.

Bernd fährt fort, mir zu erklären, in welcher Gesellschaft wir uns hier im Bunker befinden. „Außer Hitler und seiner Leibwache", sagt er, „sind hier noch der Obergruppenführer Dr. Brandt und die Schäferhündin Hitlers mit ihren vier Jungen. Wenn Du Dir das Tier mal ansiehst, sei vorsichtig, denn sie ist sehr scharf. Brandt ist, wie Du weißt, der Chirurg Hitlers. Der dicke Professor Morell, der für die inneren Krankheiten zuständig war, hat rechtzeitig das Weite gesucht. Am anderen Ende des Bunkers, nach der Hermann-Göring-Straße hin, wohnt Dr. Goebbels mit Frau und Kindern in mehreren, sehr luxuriös eingerichteten Räumen. Bormann mit seinem Vertreter, dem Standartenführer Zander, und seinen Sekretärinnen wohnt hier oben. Er teilt sein Zimmer mit Brigadeführer Albrecht, seinem Bruder und seinen Sekretärinnen. Es liegt neben der Toilette, gleich auf der linken Seite unseres Ganges. Am Ende des Ganges sitzt Lorenz mit seinem Pressebüro. Auf der anderen Seite, Bormann gegenüber, wohnen Fegelein, Oberst von Below, Admiral Voß, der Gesandte Hewel und Major Johannes Meier. Burgdorf wohnt, wie Du schon weißt, hier nebenan mit seinem Adjutanten, Oberstleutnant Weiß. Die kleine Nachrichtenzentrale für die Wehrmacht liegt gegenüber von uns auf der anderen Seite des Ganges. Außerdem wohnen noch die Privatsekretärinnen Hitlers und einige Nachrichtenhelferinnen im Bunker. Im Ganzen befinden sich etwa 600 bis 700 Mann SS hier unten, einschließlich Wachen, Ordonnanzen, Schreibern, Bedienten und Küchenpersonal."

Botschafter Hewel ist der ständige Vertreter Ribbentrops bei Hitler, ein gutmütiger, dicker, aber nicht übermäßig begabter Mensch, der völlig unter dem Einfluß Hitlers stand. Er hatte lange Zeit auf Java gelebt, von wo ihn Hitler nach

der Machtübernahme zurückholte. Er hatte keinen leichten Stand, denn Hitler empfing seine besten Berufsdiplomaten, Botschafter und Gesandten beinahe nie, sondern betrachtete sie als defaitistische Schlappstiefel, die alles durch die Brille des Auslandes sahen. Ihre warnenden Berichte schlug er in den Wind, soweit er sie überhaupt las. Bezeichnend ist, wie er die Dienste seines Botschafters in Moskau, Graf von der Schulenburg belohnte. Schulenburg hatte wiederholt vor einem Krieg mit Rußland gewarnt und sich am 25. April 1941 noch einmal persönlich bei Hitler melden lassen, in einem letzten Versuch, Hitler davon abzubringen. Er wurde nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet, obwohl seine Beteiligung an der Verschwörung nicht einmal erwiesen war. Hewel meldete sich zum Schluß freiwillig und fiel in den Straßen Berlins. Admiral Voß ist der Vertreter des Großadmirals an Stelle des Admirals von Puttkamer, der diesen Posten seit 1934 bekleidete, vor einiger Zeit aber nach Berchtesgaden gefahren war. Major Meier ist der Nachfolger des Heeresadjutanten Oberstleutnant i. G. Borgmann, der vor einigen Wochen auf der Fahrt zur Übernahme einer Division im Westen durch Tieffliegerbeschuß gefallen war.

Nachdem ich mich notdürftig eingerichtet hatte, machte ich mich an die Arbeit. Die Karte mußte vorbereitet werden für den Morgenvortrag bei Hitler. Das Ganze wurde dadurch erschwert, daß der Kommandant Berlins während der wenigen Kampftage dreimal gewechselt wurde, wodurch sich auch der ganze Befehlsapparat geändert hatte. Ich half mir, indem ich meine Lageorientierungen bei den acht Abschnittskommandanten selbst holte und nicht bei der Zentrale. Gegen 2 Uhr nachts war ich endlich mit der Arbeit fertig. Die Abschnitte meldeten gegen Abend abflauende Tätigkeit und mit Einbruch der Nacht fast völlige Kampfruhe..

Gegen 5.30 Uhr morgens wurde ich etwas rauh durch fünf oder sechs Einschläge schwerer russischer Granaten aus dem Schlummer gerüttelt. Gegen 6 Uhr kamen die Einschläge wieder regelmäßig alle drei Minuten wie am Vortage. Ich war noch nicht fertig angezogen, als sich Günsche, der persönliche Adjutant Hitlers, meldete und über die neuesten Entwicklungen unterrichtet werden wollte. Etwas später rief ich die Generalstabsoffiziere der Abschnitte Berlins und

Potsdams an. Von allen hörte ich dasselbe. Der Russe griff seit der Morgendämmerung nach kurzer Artillerievorbereitung überall an. Wenige Stunden später erreichte uns die Nachricht, daß die letzte freie Ausfallstraße nach Nordwesten nun auch von russischen Truppen abgeschnitten worden sei. Damit war Berlin vollständig eingeschlossen. Nur noch ein unterirdisches Telephonkabel verband uns mit der Außenwelt. Diese Verbindung blieb bis zum 26. April erhalten. — Bernd telephonierte mit dem Hauptquartier, das in den ersten Morgenstunden durch Ausweichen nach Rheinsberg der Umzingelung entgangen war. Von dort erfuhr er auch Einzelheiten über die Kämpfe im Norden und Süden Deutschlands. Nachdem wir General Krebs Vortrag erstattet hatten und die Aufzeichnungen in unseren Karten noch einmal geprüft worden waren, gingen wir, kurz vor 10.30 Uhr, zu dritt in den Führerbunker.

Unser Weg führte durch die Bunkergarage, die durch die Hebebühne mit der Voßstraße verbunden war, und durch mehrere Gänge, die in den langen Gang unter dem Innenhof einmündeten. Die dünne Betondecke war hier durch frühere Bombenangriffe an mehreren Stellen gerissen, und in dem schlecht erleuchteten Gang stand das Wasser fußtief. Wir mußten auf schwankenden Brettern balancieren, um uns keine nassen Füße zu holen. Dieses Stück Weg war immer besonders unangenehm. Und weiter ging es durch die Aufwaschküche und zwei Frühstücksräume für die Mannschaften hinunter zum Führerbunker. Der ganze Weg dauerte etwa fünf Minuten. Während dieser Zeit wurden wir an nicht weniger als sechs verschiedenen Stellen von Doppel- oder dreifachen Posten, die mit Maschinenkarabinern und Handgranaten bewaffnet waren, gründlich kontrolliert. In den Frühstücksräumen saßen an langen Tischen SS-Offiziere und Unteroffiziere, tranken Schnäpse und Bohnenkaffee und hatten große Platten dick belegter Brote vor sich. Wir Offiziere des Heeres wurden von diesen Herren kaum eines Grußes gewürdigt. Im Vorraum zum Führerbunker empfing uns Günsche. Hitler sei sogleich fertig mit dem Frühstück, wir möchten uns noch einen Augenblick gedulden. Auch dieser Günsche hatte ausgesprochenes Schwergewichts-Boxerformat, und man hatte unwillkürlich das Gefühl, daß es nicht angebracht wäre, mit ihm Streit anzufangen. In dem breiten Gang, der zum Vor-

raum des Führerbunkers führte, standen ebenfalls fünf schwer bewaffnete SS-Offiziere. Ich mußte an gestern denken, als droben auf der Voßstraße kein einziger Posten zu sehen war. Wo stand denn der Feind? In den Straßen Berlins oder hier unten im Führerbunker?

Der Vorraum ist etwa 3 × 7 Meter groß. An der rechten Längsseite befindet sich eine durchgehende braune Bank, über der sechs kleinere, gute Gemälde, alles ältere Italiener, hängen. Vor der Mitte der gegenüberliegenden Wand steht ein Tisch mit Bank und vier Stühlen im Bauernstil. Rechts davon führt eine Tür in den Lagebunker, links eine zu Hitlers Wohnung.

Diese Tür öffnet sich jetzt, und Hitler erscheint, gefolgt von dem hinkenden Goebbels und Bormann. Er drückt Krebs die Hand, begrüßt auch uns und geht dann die wenigen Schritte zum Lagebunker. Seine Körperhaltung ist noch gebeugter und sein Gang noch schleppender als früher. Das unnatürliche Flackern seiner Augen, fällt mir besonders auf, ist verschwunden. Seine Gesichtszüge sind gänzlich schlaff, er macht wirklich den Eindruck eines kranken Greises. Krebs stellt sich links neben den sitzenden Hitler, Goebbels ihm gegenüber. Der kleine, hagere Mann ist auch zusammengefallen und sieht sehr blaß und hohlwangig aus. Er stellt nur selten eine Frage, verhält sich meist schweigend und verfolgt den Vortrag auf der Karte genau. Sein Mienenspiel und die sonst so fanatischen Augen verraten quälende Sorgen. Als Verteidigungskommissar von Berlin ist er mit seiner Familie an die Stadt gebunden. Jetzt ist er der Gefangene seiner eigenen Propaganda. Die anderen haben wenigstens ihre Familien in Sicherheit gebracht, er aber muß eine Frau und fünf Kinder mit in den Tod nehmen. Ich werde ans Telephon gerufen, um eine Meldung entgegenzunehmen. Als ich zurückkehre, spricht Hitler noch mit Krebs. Goebbels kommt leise hinter dem Tisch hervor auf mich zu und fragt mich flüsternd, was es Neues gäbe. Er scheint selbst nichts Gutes zu erwarten. Flüsternd berichte ich ihm: Der russische Angriff südlich von Stettin droht für die dort kämpfende Armee katastrophale Formen anzunehmen. Es ist den Russen gelungen, in einem Panzervorstoß nach Westen 50 Kilometer Boden zu gewinnen. Unsere Verteidigung ist nur noch sehr schwach.

Krebs hat mit seinem Vortrag geendet. Hitler blickt mich auffordernd und fragend von unten herauf an. Ich zögere, weil erst Krebs vortragen wollte, aber der winkt ab. Ich muß also selbst Hitler Meldung erstatten. Dabei stört mich das starke Wackeln seines Kopfes außerordentlich. Ich muß mich zusammenreißen, um nicht ganz aus der Fassung zu kommen, wenn er mit seiner zuckenden Hand nach der Karte greift und darauf herumfährt. Als ich geendet habe, sinnt er einen Augenblick nach, dann wendet er sich mit polternder Stimme an Krebs. Sein Körper ist weit vornübergeneigt, seine Hände umspannen krampfhaft die hölzernen Armlehnen des Stuhles. Er spricht stockend, in abgerissenen Sätzen: „Der ganze russische Erfolg ist angesichts des breiten Naturhindernisses der Oder nur auf die Unfähigkeit der dortigen deutschen militärischen Führer zurückzuführen." Krebs versucht vorsichtig einzuwenden, daß in diesem ganzen Bereich nur mangelhaft ausgerüstete Alarmeinheiten und Volkssturmverbände stünden, während der Russe hervorragende Elitedivisionen zum Einsatz gebracht habe. Auch scien die deutschen Reserven der 3. Armee unter General von Manteuffel bereits auf den schwerbedrängten rechten Flügel der Armee geworfen oder auf Berlin zurückgezogen worden. Aber Hitler weist diese Einwände ärgerlich mit einer Handbewegung zurück: „Der Angriff aus dem Raum nördlich Oranienburg muß spätestens morgen eingeleitet werden. Die 3. Armee setzt alle verfügbaren Kräfte unter rücksichtsloser Schwächung der nicht angegriffenen Frontabschnitte zu diesem Angriff ein. Es muß gelingen, bis morgen abend die Verbindung mit Berlin vom Norden wiederherzustellen. Lassen Sie das sofort durchgeben." Er unterstreicht seine Worte mit gestikulierenden Handbewegungen auf der Karte. Bernd geht, um den Befehl durchzugeben. Als Burgdorf, der mittlerweile auch hinzugekommen ist, den General der Waffen-SS Steiner als Führer des Angriffes bei der 3. Armee vorschlägt, bekommt Hitler fast einen Wutanfall: ‚Ich kann diese arroganten, langweiligen, entschlußlosen SS-Führer nicht gebrauchen. Ich will unter keinen Umständen, daß Steiner dort führt." Steiner war aber bis vor kurzem Führer des 3. germanischen SS-Korps in Kurland gewesen, ein ausgesprochenes Protektionskind der SS und Hitlers. Die Besprechung ist aufgehoben.

Gegen Mittag erreichten uns Meldungen, daß der feind-

liche Druck von Süden auf die Stadt erheblich zugenommen habe. Knapp eine Stunde später erhalten wir Nachricht, daß der Flughafen Tempelhof unter stärkerem feindlichen Artilleriefeuer liege und praktisch nicht mehr benutzt werden könne. Damit fiel Tempelhof für die Stadt Berlin aus, und der Flugplatz Gatow mußte die gesamte Versorgung aus der Luft übernehmen. Aber schon gegen 17 Uhr meldet Gatow, daß auch der dortige Flugplatz beschossen werde.

Feindliche Infanterie war im Buschgelände nördlich Döberitz aufgetaucht. Drei feindliche T 34 standen schon auf der Straße Berlin—Nauen, der größten Ausfallstraße nach Westen, und nahmen sie unter Feuer. Seit den Mittagsstunden wurde fieberhaft am Ausbau der Ost-West-Achse, auf beiden Seiten der Siegessäule, als Lande- und Startbahn für Flugzeuge gearbeitet. In den Abendstunden verstärkte sich das Artilleriefeuer auf Berlins Zentrum erheblich. Während der vorhergehenden Tage konnte man nur von einem Störungsfeuer sprechen, das wahrscheinlich von einer einzigen 17,5-Batterie herrührte, aber die jetzt in kurzen Abständen geschossenen Feuerüberfälle ließen darauf schließen, daß die Russen ihre Artillerie bereits in größerem Umfang nachgezogen hatten. Diese Vermutung wurde am folgenden Tage, dem 25. April, bestätigt. Punkt 5.30 Uhr setzte der bisher schwerste Artillerieüberfall auf das Zentrum der Stadt ein und flaute erst nach beinahe einstündiger Dauer wieder zu einem normalen Störungsfeuer ab. Nach der Morgenmeldung, die nichts Außergewöhnliches brachte, wurden wir kurz vor 10.30 Uhr, wieder zum Vortrag befohlen. Als wir im Vorraum eintrafen, warteten dort schon Bormann und der Pressereferent Lorenz. Nach einigen Minuten begaben wir uns mit Hitler in den Bunker zum Vortrag. Ehe Krebs mit seinen Ausführungen beginnen konnte, meldete sich Lorenz und bat ums Wort.

Mit seinem Pressefunkgerät hatte er in den Morgenstunden von einem neutralen Sender folgendes aufgenommen: Bei der Begegnung amerikanischer und russischer Truppen an der Mulde in Mitteldeutschland war es zwischen den Befehlshabern der beiden Truppenteile zu geringfügigen Meinungsverschiedenheiten über die zu besetzenden Abschnitte gekommen. Die Russen warfen den Amerikanern vor, sie hätten in diesem Bereich die in Jalta getroffenen Abmachungen

nicht eingehalten. Aber das war auch alles. Nichts von einem blutigen Ende des Wortgefechts oder dergleichen.

Hitler schien wie elektrisiert, seine Augen glänzten wieder, er lehnte sich steil zurück.

„Meine Herren, das ist wieder ein ganz eklatanter Beweis für die Uneinigkeit unserer Feinde. Würde das deutsche Volk und die Geschichte mich nicht zum Verbrecher stempeln, wenn ich heute Frieden schließen würde und noch morgen die Möglichkeit bestünde, daß unsere Feinde uneinig werden? Kann nicht täglich, ja, stündlich der Krieg zwischen den Bolschewiken und Angelsachsen um die Beute Deutschland ausbrechen?"

Dieser Ausbruch fiel mir ein, als ich viel später einmal einen Offizier sprach, der an den Kapitulationsverhandlungen in Reims am 6. Mai 1945 teilgenommen hatte. Dieser erzählte mir folgendes: Die deutsche Delegation war schon in Reims eingetroffen. Man wartete noch auf General Eisenhower, um mit den Verhandlungen beginnen zu können. Gleich nach seiner Ankunft ging Eisenhower auf Generaloberst Jodl zu und richtete nach einer kurzen Vorstellung folgende Frage an ihn: „Warum haben Sie nach der Niederlage von Avranches noch weitergekämpft? Sie mußten doch wissen, daß der Kampf von diesem Zeitpunkt ab für uns entschieden war?" Darauf entgegnete Jodl: „Hitler und ich waren der Ansicht, daß unsere Gegner sich um die Beute Deutschland entzweien würden."

Als Hitler geendet hatte, wandte er sich wieder Krebs zu. Im Laufe des Vortrags erkundigte er sich mehrere Male nach dem Verbleib der Truppen des Generals Wenk und nach den Erfolgen des befohlenen Angriffs der 3. Armee von Norden her auf Berlin. Aber von beiden Unternehmungen fehlen noch jegliche Meldungen.

An diesem Tage traten auch die ersten Störungen in der Telephonverbindung mit der Außenwelt auf. Die Funkverbindung klappte noch nicht, so daß wir stundenlang ohne Nachrichten blieben. Der Artilleriekampf der Russen nahm beinahe stündlich zu. In den Nachmittagstunden lagen die ersten Volltreffer schwerer russischer Granaten auf dem Gelände der Reichskanzlei. Eine Viertelstunde lang mußten die Ventilatoren abgestellt werden, weil sie an Stelle frischer Luft Schwefelgestank, Rauch und Kalkstaub in das Innere

des Bunkers saugten. In den Nachmittagsstunden und frühen Abendstunden jagte eine Hiobsbotschaft die andere. Das OKH meldete den beinahe vollständigen Zusammenbruch der Ostfront südlich Stettin. Der von Hitler befohlene Angriff der 3. Armee aber, geführt von Steiner, hatte zwei Kilometer Boden gewonnen, dann waren die schwachen Kräfte ausgeblutet und hoffnungslos liegengeblieben. Wenk war im Morgengrauen mit seinen drei Divisionen in Richtung auf Potsdam zum Angriff angetreten, aber wir hatten seitdem keine Meldungen von ihm erhalten. Der russische Druck westlich von Berlin hatte stark zugenommen. Rathenow, 80 Kilometer westlich von Berlin, war schon in russischen Händen. Wir rückten sozusagen immer weiter in das russische Hinterland hinein. Die 9. Armee bat nochmals dringend, sich nach Nordwesten in Richtung auf Berlin absetzen zu dürfen, da sie jetzt auch im Rücken scharf angegriffen werde und die restlose Vernichtung der Armee drohe. Hitler lehnte wieder ab. Gegen 18 Uhr sank bei vielen das Stimmungsbarometer auf den Nullpunkt, als bekannt wurde, daß die russischen Spitzen Tempelhof erreicht hatten. Am Teltowkanal, südlich Dahlem, waren Kämpfe im Gange. Fahrzeuge einer russischen Aufklärungsgruppe erschienen auf dem Flugplatz Gatow. Die 2000 Mann der benachbarten Luftkriegsschule Kladow verschanzten sich im Bereich der Schule. Damit war der Flugplatz Gatow endgültig ausgefallen. Hitler ordnete an, daß Berlin für die Nacht durch Versorgungsbomben aus der Luft versorgt werden solle.

Als wir gegen 19 Uhr zu einer Zwischenorientierung zu ihm befohlen wurden, machte er einen sehr niedergeschlagenen Eindruck. Sogar die Tatsache, daß Steiner in Nichtbefolgung seines ausdrücklichen Befehls den Angriff der 3. Armee geleitet hatte, brachte ihn nicht, wie wir eigentlich erwartet hatten, zu einem seiner berüchtigten Temperamentsausbrüche. Er meinte nur mit müder Stimme: „Ich habe es Ihnen ja gesagt, unter Steiners Führung wird aus dem ganzen Angriff nichts."

Da der russische Angriff in Spandau die Verteidigung Berlins im Westen am unmittelbarsten bedrohte, erhielt Reichsjugendführer Axmann den Befehl, die Hitler-Jugend an dieser Stelle in Übereinstimmung mit dem zuständigen

militärischen Befehlshaber einzusetzen. Die Spandauer Havelbrücken bei Pichelsberg sollten unter allen Umständen gehalten werden. Dies wurde als die Hauptaufgabe der Hitler-Jugend bezeichnet. Axmann hatte während des Kampfes um Berlin das Gebäude der Reichsjugendführung am Adolf-Hitler-Platz verlassen und seinen Befehlsstand nahe der Reichskanzlei in die Wilhelmstraße verlegt. Er erschien täglich zur Berichterstattung oder Lageorientierung in der Reichskanzlei. Als seine Jungen in den darauffolgenden Tagen ins Feuer geschickt wurden, blieb er bei ihnen und versteckte sich nicht im Bunker der Reichskanzlei. Der Einarmige war stets bescheiden und machte in seinem ganzen Auftreten einen sauberen, anständigen Eindruck.

Die Meldungen über die rasche Verschlechterung unserer Lage verbreiteten sich im Bunker natürlich wie ein Lauffeuer. SS-Führer, die uns vorher kaum beachtet oder von oben herab behandelt hatten, waren mit einem Male die Freundlichkeit selbst. Bernd und ich konnten uns kaum mehr vor den vielen Fragestellern retten, die uns an jeder Ecke des Bunkers anhielten. „Was meinen Sie, wann Wenk in Berlin sein kann?“ „Werden wir nach Westen ausbrechen?“ „Wie lange können wir uns noch halten?“ Jetzt suchten sie Trost und Zuversicht, die gestern noch so arrogant gewesen waren. Die Frager waren meist Leute, die dem Tod noch niemals ins Auge gesehen hatten. Die andern saßen an Tischen, diskutierten laut und tranken Alkohol oder dämmerten dem Unbekannten untätig entgegen. Es ist wohl möglich, daß sie sich ebenso tapfer geschlagen hätten wie irgendeiner, hätte man ihnen Gelegenheit gegeben, in offener Schlacht zu kämpfen. Die erzwungene Untätigkeit im Bunker, während die Granaten über unseren Köpfen krepierten, mußte ja auf die Dauer demoralisierend wirken. Vielen wurde an diesem Abend erst klar, daß der Bunker ihr Grab werden würde. Auf den Gedanken, sich freiwillig zu melden, schien jedoch keiner zu kommen.

Ich rief die Stabsoffiziere der einzelnen Abschnitte an und redete mit ihnen über die Moral der Truppe und andere wesentliche Dinge, die nicht in den Meldungen enthalten waren. Es war überall das gleiche Bild. Viele der alten Volkssturmmänner, durchweg mangelhaft bewaffnet, ausgebildet

und ausgerüstet und von der Sinnlosigkeit des Kampfes in ihrer Stadt überzeugt, verließen schon bei schwächeren feindlichen Annäherungen ihre Stellungen und gingen zu ihren Frauen und Kindern in die Keller ihrer Häuser. Die meisten von ihnen waren dem Aufgebot ja ohnehin nur aus Angst vor den Maschinengewehren der SS gefolgt. Die Jüngsten jedoch, die 14-, 15- und 16jährigen, schlugen sich mit einer Passion und Todesverachtung, wie sie unsere Soldaten in den Feldzügen dieses Krieges bewiesen hatten. Die Truppe selbst kämpfte, soweit sie überhaupt noch vorhanden war, ebenfalls gut, hatte aber ungeheuer unter Munitionsmangel zu leiden. Das Schlimmste war, daß sich der Mangel an kampfkräftigen Soldaten von Stunde zu Stunde deutlicher bemerkbar machte. Hielt die Front dem feindlichen Angriff an irgendeiner Stelle stand, so marschierten die Russen an einem anderen nur schwach oder von Volkssturmeinheiten besetzten Abschnitt fast widerstandlos in den Rücken der noch kämpfenden Männer. Schwer zu schaffen machten in allen Abschnitten die Versorgung und die Brände in der Stadt. Da es kein Wasser zum Löschen gab, raste das Feuer ungehindert durch ganze Straßenzüge. Nur Ruinen, die nichts Brennbares mehr enthielten, geboten dem Feuer noch Halt. Die Überlegenheit des feindlichen Materials, vor allem an Panzern und Artillerie, war erdrückend und verursachte vielfach verzweifelte Mutlosigkeit. Flugzeuge konnten unseren Soldaten in dem Mauergewirr nicht so viel anhaben. Ein Offizier berichtet von einem der südlichen Abschnitte, daß ehemalige deutsche Kriegsgefangene der „Seydlitz-Armee" den Russen als Wegführer unschätzbare Dienste leisten. Ich berichtete alles dem General.

Es war schon spät. Bernd und ich gingen nach oben ins Freie. Der Kampflärm war fast ganz verstummt, nur vereinzelt waren in größeren Entfernungen einige Einschläge zu hören. Brände erhellten gespensterhaft die Finsternis. Die Luft war rein und kühl. Ich atmete tief. Es war eine Wonne, die Lungen wieder mit frischer Luft zu füllen. Ein weiter, schöner Sternenhimmel wölbte sich über der großen Stadt. Lange standen wir schweigend und starrten in die einmal schwächer, einmal stärker lodernden Feuersbrünste. Da sagte Bernd: „Du, in wenigen Tagen ist hier alles vorbei. Mit denen da unten im Bunker möchte ich nicht sterben. Ich muß den

Kopf frei haben, wenn es so weit ist." Dann schwieg er wieder, und wir hingen unseren Gedanken nach. Die Uhr ging auf Mitternacht. Wir gingen zurück in den Bunker. Es gab ja noch Arbeit in Hülle und Fülle.

Gegen 8 Uhr des nächsten Tages, dem 26. April, liefen Meldungen über die glücklich erfolgte Luftversorgung ein. Im ersten Morgendämmern hatte eine Gruppe Me 109 mehrere hundert Versorgungsbomben über dem Kern der Stadt abgeworfen. Leider war nur etwa ein Fünftel in dem unübersehbaren Trümmerhaufen gefunden worden. Das bedeutete für die Versorgung der Truppen mit Munition im Verhältnis zum Verbrauch nicht einmal einen Tropfen auf einen heißen Stein. Vor allem fehlte es an Panzer- und Artilleriemunition. Die wenigen Panzer und Geschütze, die noch vorhanden waren, konnten wegen Munitionsmangel überhaupt nicht zum Einsatz kommen. Ein Funkspruch wurde ausgesandt. Transportmaschinen sollten auf Biegen oder Brechen auf der Ost-West-Achse landen, um Munition in die Stadt zu schaffen. Die Lampenmasten und störenden Bäume auf beiden Seiten der breiten Chaussee waren schon vor Tagen entfernt und so eine ausreichende Rollbahn geschaffen worden. Aber sie war voller Granattrichter, und dazu kam das ständige Artilleriefeuer. Schon um 9.32 Uhr erhielten wir die Bestätigung, daß zwei Ju 52 mit Panzermunition gestartet waren. Diese Meldung gab ich sofort an die in Frage kommenden Abschnitte durch, um Irrtümer zu verhindern. Die Charité erhielt Weisung, 50 Verwundete für den Abtransport in etwa zwei Stunden bereit zu halten. Um 10.30 Uhr landeten die beiden Maschinen glatt in der Nähe der Siegessäule. Die Wirkung dieses Ereignisses auf uns alle war groß. Man war ja bescheiden geworden, es war doch wenigstens eine Verbindung zur Außenwelt. Um 11 Uhr waren beide Maschinen mit Schwerverwundeten beladen und startklar. Es ging alles in fieberhafter Eile, galt es doch, die Maschinen keine Sekunde länger als unbedingt notwendig dem Artilleriefeuer des Feindes auszusetzen. Der ersten Maschine gelang es auch glücklich zu starten. Die zweite streifte aber kurz nach dem Start mit der linken Tragfläche die stehengebliebene Vorderseite einer Häuserruine und stürzte ab. Wie ich nachher erfuhr, kamen dabei dank der noch nicht allzu großen Geschwindigkeit und Höhe nicht sämtliche Insassen ums Leben.

Im Südwesten der Stadt war der Russe um 8 Uhr nach starkem Artilleriefeuer am Teltowkanal zwischen Dreilinden und Teltow zum Angriff angetreten. Unser Verteidigungssystem war wieder sehr schnell überrannt worden. Die Stadtteile Machnow, Zehlendorf, Schlachtensee und Dahlem waren bis zum Abend in Feindeshand. Die Absicht des Feindes, mit seinen motorisierten Verbänden in den Grunewald vorzustoßen, wurde erst an der Enge zwischen dem Schlachtensee und der Krummen Lanke durchkreuzt, aber die hier kämpfende 18. und 20. Panzergrenadierdivision befand sich in einer verzweifelten Lage. Da die Meldungen aus den verschiedenen Stadtteilen immer unzuverlässiger und widersprechender wurden, gingen wir dazu über, uns aus erster Hand ein Bild von der Lage zu verschaffen. Das noch einigermaßen intakte Telephonnetz der Stadt Berlin wurde für diesen Zweck eingespannt. Wir riefen einfach die Nummern von Bekannten in den umkämpften Straßen und Stadtteilen an, oder wählten aufs Geratewohl aus dem Telephonbuch geeignete Adressen und Nummern. Diese für die oberste deutsche Heerführung reichlich primtive Form der Rekognoszierung zeitigte auch tatsächlich den gewünschten Erfolg. „Sagen Sie, gnädige Frau, waren die Russen schon bei Ihnen?“ „Ja“, kam dann öfter als uns lieb war die verschüchterte Antwort, „vor einer halben Stunde waren zwei hier. Es waren Leute von etwa einem Dutzend Panzern, die an der Straßenkreuzung standen. Kämpfe haben hier nicht stattgefunden. Vor etwa 15 Minuten konnte ich von meinem Fenster aus beobachten, wie die Panzer in Richtung Zehlendorf weiterfuhren.“ Solche Auskünfte genügten mir vollauf. Sie ergaben zusammen ein ziemlich lückenloses Bild, wesentlich klarer als die Meldungen von der Truppe.

In den Morgenstunden des 26. April traf ein Funkspruch von Reichsmarschall Göring aus dem Süden des Reiches ein. Der Inhalt war etwa folgender: „Da Sie, mein Führer, mich im Jahre 1939 auf Grund eines Reichserlasses zu Ihrem Nachfolger bestimmten für den Fall, daß Sie, mein Führer, außerstande sein würden, die Regierungsgeschäfte selbst zu führen, halte ich den Zeitpunkt jetzt für gekommen, die Regierungsgeschäfte zu übernehmen. Falls ich bis zum 26. April, 24 Uhr, keine gegenteilige Antwort erhalten haben sollte, sehe ich dieses als Ihr Einverständnis an."

Diese Nachricht traf Hitler wie ein Keulenschlag. Er weinte zuerst wie ein Kind, dann tobte er wie ein Besessener. Das war in seinen Augen ein unerhörter Treuebruch. Außerdem betrachtete er das Telegramm als ein Ultimatum, was Göring jedoch später bei den Gerichtsverhandlungen in Nürnberg entschieden bestritt. Die Empörung Hitlers teilte sich dem ganzen Bunker mit. Auch Goebbels kochte vor Wut und machte seinen Gefühlen in einem theatralischen Wortschwall Luft, hinter dessen geschwollenen Phrasen von Ehre, Treue, Tod, Blut, Ehre, Sie, mein Führer, Ihnen, mein Führer und nochmals Ehre, sich nur schlecht der Neid zu verbergen schien, daß Göring, wie er wohl annahm, im Begriff stand, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Bormann ließ sich ebenfalls die Gelegenheit nicht entgehen, die aufflammende Leidenschaft Hitlers zu schüren. Hitler befahl die sofortige Festnahme Görings durch die Gestapo. „Man werfe ihn in die Festung Kufstein", schrie er. Ein Geheimbefehl folgte. Für den Fall, daß er, Hitler, den Krieg nicht überstehen würde, sollte Göring ermordet werden.

Mindestens ebensosehr erregte ihn die Nachricht, daß Himmler versucht hatte, über den Grafen Bernadotte aus Schweden Verbindung mit den Engländern und Amerikanern aufzunehmen. Diese Nachricht wurde vom neutralen Rundfunk abgehört.

Ritter von Greim wurde zum Nachfolger Görings bestimmt und durch Funkspruch sofort in die Reichskanzlei befohlen.

In den Nachmittagsstunden desselben Tages, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, landete Ritter von Greim in einem Fieseler Storch auf der Ost-West-Achse in der Nähe des Brandenburger Tors. Und es war kein Mann, kein ordengeschmückter Held, der diese kühne Tat vollbrachte, sondern eine zarte Frau, die Fliegerin Hanna Reitsch. Wie gefährlich die Landung war, geht daraus hervor, daß Greim kurz vor der Landung durch einen Gewehrschuß am Unterschenkel verwundet wurde. Mit einem geschienten Bein mußte er in den Bunker der Reichskanzlei getragen und dort sofort operiert werden. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung schleppte er sich in Hitlers Lagezimmer. Hitler beförderte ihn gleich zum Generalfeldmarschall. Die Besprechung dauerte etwa eine Dreiviertelstunde. Hanna Reitsch blieb während dieser Zeit im Vorraum stehen. Auch sie war von Hitler sehr warm und herzlich begrüßt worden. Strahlend und offenbar frei von allen menschlichen Ängsten stand diese kleine, zierliche Frau inmitten der vielen Männer. Ich mußte mich bei ihrem Anblick unwillkürlich für mein Geschlecht schämen. Während die meisten hier im Bunker, ob Soldaten oder Parteimänner, mutlosen Gedanken nachhingen, sprühten ihre Augen stählernen Lebenswillen. Als ihr Hitler am folgenden Tag eine Giftampulle überreichte, da zuckte um ihren Mund nur ein Lächeln.

Auf dem Rückweg in unseren Bunkerraum begegneten Bernd und ich Frau Goebbels. Hanna Reitsch hatte sich ihr während der Zeit ihres Aufenthalts im Bunker enger angeschlossen; es gab ja sonst kaum Frauen in dieser traurigen Umgebung. Ebensowenig wie Hanna Reitsch verriet Frau Goebbels bis zum Schluß das geringste Zeichen von Todesfurcht. Elastisch und elegant eilte sie, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe herauf, die wir hinabstiegen. Immer freundlich, lächelte sie den Menschen zu, denen sie begegnete. Als Mutter von sechs Kindern, davon fünf im Bunker, denen ein furchtbares Schicksal drohte, trug sie eine wirklich bewunderswerte Seelenstärke zur Schau, die zweifellos von ihrem fanatischen, ja, geradezu religiösen Glauben an Hitler getragen war. Wieviel davon jetzt noch echt war, mochte dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß sie nicht nur von einem sehr großen politischen und gesellschaftlichen Ehr-

geiz getrieben war, sondern daß sie sich einer berauschenden Vergötterung „des Führers“ hingegeben hatte. Hitlers tragische Macht über das deutsche Volk war ja auf jenem hypnotischen Einfluß begründet, den er ganz besonders auf viele Frauen gewonnen hatte.

Gegen 23 Uhr wurden wir nochmals zu einer Abendorientierung befohlen. Im Raum hinter der Aufwaschküche begegnete Bernd dem Oberstleutnant Weiß, der gerade vom Führerbunker kam. Ich blieb an der Tür der Aufwaschküche stehen und war unfreiwilliger Zeuge eines Gesprächs zwischen Frauen aus der Küche und einigen SS-Männern. Die Frauen, echte stämmige Berlinerinnen, schütteten Hohn und Spott über die Bunkersoldaten aus: „Mensch, wenn Ihr nicht bald Eure Knarren nehmt und kämpft, binden wir Euch die Schürzen um und gehen selbst raus. Ihr solltet Euch was schämen, seht Euch die Kinder da draußen an, die russische Panzer knacken ...“ usw.

Im Vorraum zum Bunker wartete General Weidling, der Kommandant des 58. Panzerkorps. Trotz seiner 55 Jahre machte er einen frischen Eindruck. Er war Träger eines sehr hohen Ordens. Bernd erzählte mir, daß er Kommandant von Berlin werden sollte. Er habe dies eben von Weiß gehört. Vor ihm hatten junge, nationalsozialistisch begeisterte Offiziere diesen Posten bekleidet, aber sie hatten den militärischen Anforderungen nicht genügt, aus welchem Grund endlich der Entschluß gefaßt worden war, einen erfahrenen General zu holen. Weidling besaß Verantwortungsgefühl genug, seine Ernennung nicht so ohne weiteres hinzunehmen. Als Hitler ihm den Auftrag erteilte, die militärisch völlig verfahrene Lage in Berlin zu übernehmen, willigte er nur unter der einen Bedingung ein, daß ihm niemand aus der Reichskanzlei in seinen Befehlsbereich hineinrede. Hitler erklärte sich nach einigem Zögern bereit, diese Einschränkung zu respektieren.

Am andern Morgen um 6 Uhr weckte mich Bernd. Ich hatte so tief geschlafen, daß es mir schwer fiel, die Augen zu öffnen. Beißender Schwefelgestank, vermischt mit stickigem Kalkstaub, füllte das Zimmer. Nun setzten auch die Ventilatoren aus. Draußen war die Hölle los. Einschlag auf Einschlag ging auf das Gelände der Reichskanzlei nieder. Der

Bunker erzitterte jedesmal wie unter einem Erdbeben. Erst eine Viertelstunde später nahm die Heftigkeit des Feuerüberfalles ab, der, dem Schall nach zu urteilen, in Richtung des Potsdamer Platzes weiterwanderte. Als ich gerade mit dem Ankleiden beschäftigt war, blickte Bernd von seinem Schreibtisch auf und sagte so beiläufig: „Du, unser Führer hat heute nacht geheiratet.“ Ich muß wohl ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, denn wir lachten beide laut. Da ertönte die resolute Stimme meines Chefs hinter dem Vorhang: „Sind Sie wahnsinnig geworden, über Ihren obersten Landesherrn so respektlos zu lachen!“ Als Krebs später das Zimmer für kurze Zeit verließ, gab mir Bernd einige Aufklärung.

Eva Braun hieß die Frau, mit der sich Hitler nach dreizehnmonatiger Freundschaft hatte trauen lassen. Ich mußte zu meiner Schande gestehen, daß ich bis zu diesem Augenblick überhaupt nichts von der Existenz dieser Frau gewußt, geschweige denn sie gesehen hatte. Dabei war sie die ganze Zeit mit im Führerbunker gewesen. Sie war die Tochter eines Münchener Arztes, Mitte der Dreißig und hatte als Photoassistentin des Leibphotographen Hitlers, des „Professors“ Hoffmann, Hitler kennengelernt. Hoffmann gehörte während der ganzen Zeit von Hitlers Aufstieg bis zum Krieg zum allerengsten Kreis Hitlers. Er verheiratete seine Tochter mit Baldur von Schirach und verstand es, seine Freundschaft mit Hitler in klingende Münze umzusetzen. Allein sein Monopol auf alle Hitler-Photographien war ein Millionengeschäft. Im Jahre 1932 mußte sie Hoffmann als erste Laborantin auf den Propagandafahrten Hitlers durch Deutschland begleiten, wobei sie Hitler kennenlernte. Meine Frage, wie es möglich sei, daß die Öffentlichkeit nie etwas von dieser allem Anschein nach doch recht großen Liebe erfahren hatte, wußte Bernd auch nicht zu beantworten. Als Hitler 1933 Reichskanzler wurde, soll sie gesagt haben: „Dies ist die schmerzlichste Stunde meines Lebens.“

Die Meldungen aus der Stadt werden immer erschütternder. Fast acht Tage hausen die Berliner Frauen, Kinder, Greise, Kranke, Verwundete, Soldaten nun schon ohne Unterbrechung in ihren Kellern im Innern der Stadt. Der Durst ist noch schlimmer als der Hunger. Seit Tagen gibt es kein Wasser. Dazu dauernde Brände und Rauch, der in die Keller

dringt, und eine sengende Aprilsonne. Die Krankenhäuser, Lazarette und bombensichere Bunker sind schon längst mit Verwundeten überfüllt. In den Schächten und Bahnhöfen der U-Bahn und S-Bahn liegen Hunderttausende verwundeter Soldaten und Zivilisten.

Noch einmal schöpften die Bunkerinsassen Hoffnung. Um 10.30 Uhr wurde der erste Funkspruch der Armee Wenk aufgefangen. Ihre Spitzen hatten südwestlich von Potsdam den Ort Ferch am Schwilowsee erreicht. Damit war die Verbindung zu dem noch in Potsdam kämpfenden Korps des Generals Reimann hergestellt und die Front der von Süden in den Raum westlich Berlin vorgestoßenen russischen Verbände unterbunden. Man sprach jetzt nur noch von der kommenden Befreiung durch General Wenk. Aber gegen Mittag meldete Wenk starke russische Flankenangriffe aus der Gegend der Beelitzer Heilstätten. Als Wenk am Abend noch nicht weitergekommen war und nur von schweren Abwehrkämpfen berichten konnte, wurde den meisten klar, daß er viel zu schwach war, um sich noch bis zur Reichskanzlei durchzuschlagen. Die Stimmung schlug ins Gegenteil um, und viele waren der Verzweiflung nahe.

Kurz vor der Mittagsorientierung bei Hitler sah ich Eva Braun zum erstenmal. Sie saß mit Hitler und mehreren Männern seiner Umgebung am Tisch im Vorraum und unterhielt sich lebhaft. Hitler hörte ihr zu. Sie hatte die Beine übergeschlagen und blickte jedem, mit dem sie sprach, offen ins Gesicht. Auf den ersten Blick fielen mir besonders ihr ovales Gesicht, zwei glänzende Augen, eine klassische Nase und schönes, blondes Haar auf. Sie trug ein eng anliegendes graues Kostüm, das die Linien einer sehr gut gewachsenen Frau erkennen ließ, geschmackvolle Schuhe und auf ihrem schlanken Handgelenk eine hübsche, mit Brillianten besetzte Armbanduhr. Zweifellos eine wirklich schöne Frau. In der Art sich zu geben, wirkte sie allerdings etwas affektiert und theatralisch.

Hitler stand auf, und wir folgten ihm in den Lagebunker. Ungeachtet des Ausbleibens weiterer Erfolgsmeldungen von Wenk griff er noch einmal nach dem Strohhalm, als den er das Vordringen Wenks bis Ferch erblickte. Ohne Rücksicht auf die Hungernden, Durstenden und Sterbenden der Stadt will er den Kampf wieder hinauszögern. Und nun kommt der

unmenschlichste aller seiner Befehle: Da die Russen unsere Front wiederholt dadurch aufgerollt hatten, daß sie durch die U-Bahn- und S-Bahn-Schächte vorstoßend, in den Rücken unserer Soldaten gelangt waren, befiehlt er, die Schleusen der Spree zu öffnen und die südlich der Reichskanzlei gelegenen Schächte der S-Bahn zu fluten. In diesen Schächten liegen noch Tausende von Verwundeten. Aber ihr Leben spielt für ihn keine Rolle. Sie mußten alle elendiglich ertrinken.

Jetzt erst gab er auch sein Einverständnis, daß die noch an der Oder kämpfende und seit Tagen umzingelte 9. Armee sich auf Berlin absetzen durfte. Sie sollte sich bis zur Armee Wenk durchschlagen. Aber dieser Befehl kam mindestens fünf Tage zu spät. Nur einige kleine, völlig abgekämpfte und nicht mehr einsatzfähige Gruppen erreichten ihr Ziel. Als ich sieben Tage später, auf meiner Flucht aus Berlin nach Südwesten, durch die Wälder von Treuenbrietzen und Jüterbog marschierte, bot sich mir ein trostloses Bild. Die Toten der 9. Armee lagen noch unbestattet zu Tausenden in diesen Wäldern. Zerschossene Fahrzeuge, verstreutes Gerät, Waffen und Tote bedeckten den letzten Leidensweg dieser Armee.

Im Anschluß an die Lage begegneten wir Hanna Reitsch. Zweimal hatte sie schon versucht, mit dem verwundeten Generalfeldmarschall von Greim zu starten, mußte jedoch jedesmal wegen zu starken Artilleriefeuers wieder aufgeben.

Kurz nach dem Essen stellte man Hitler einen kleinen übernächtigten Jungen vor, der einen feindlichen Panzer knackte. Hitler heftete dem Kleinen mit viel Pathos ein Eisernes Kreuz an den viel zu großen Soldatenrock. Dann schickte er ihn wieder hinaus in den aussichtslosen Kampf in den Straßen Berlins.

Freytag, Weiß und ich gingen zusammen zu unserem Bunker zurück und sprachen über das kleine Intermezzo, das uns allen sehr nahegegangen war. Wir waren alle drei Offiziere, die lange mit der Feldtruppe in engster Fühlung gelebt hatten; wir waren nicht gewohnt, uns zu verstecken, während draußen gekämpft wurde. Es war ein unerträglicher Zustand. Wir waren so in unser Gespräch vertieft, daß wir nicht bemerkten, daß Bormann gekommen war und uns zuhörte. Plötzlich legte er Freytag und mir mit Gönnermiene seine Hände auf die Schultern und trat zwischen uns. Er kam auf

die Truppen Wenks zu sprechen und auf die baldige Entsetzung Berlins. Dann fügte er in seinem üblichen falschen Pathos hinzu:

„Ihr, die Ihr hier in Treue zu unserem Führer gemeinsam mit ihm seine schwersten Stunden aushaltet, werdet, wenn dieser Kampf bald siegreich beendet sein wird, hohe Stellungen im Staat bekleiden und als Dank für Eure treuen Dienste Rittergüter bekommen." Dann lächelte er uns huldvoll zu und schritt selbstbewußt weiter. Zuerst war ich so verdutzt, daß ich kein Wort vorzubringen wußte. Dann stiegen Ekel und Wut in mir hoch. Also um Rittergüter zu bekommen, taten wir unsere Pflicht! Aber konnte das mit dem „siegreichen Ende" heute am 27. April wirklich sein Ernst sein? Wie schon so oft, wenn ich ihn oder Goebbels oder Göring oder die andern Männer um Hitler gehört hatte, stellte ich mir selbst die Frage, glauben sie denn wirklich, was sie sagen? Oder war es eine diabolische Mischung von Verstellung, Größenwahn und fanatischer Dummheit?

Abends bat der Kommandant von Berlin, Hitler vortragen zu dürfen. Bormann, Krebs und Burgdorf standen schweigend hinter Hitler, während Weidling ungefähr folgendes sagte: Die Armee Wenk ist, sowohl was die Menschen wie das Material betrifft, viel zu schwach, das neu erkämpfte Gebiet südlich von Potsdam zu halten, geschweige denn bis ins Zentrum Berlins durchzubrechen. Im Augenblick sind die Besatzungskräfte der Stadt Berlin noch imstande, einen erfolgversprechenden Ausbruch nach Südwesten durchzuführen, um Anschluß an die Armee Wenk zu gewinnen. „Mein Führer", so fuhr Weidling fort, „ich verpflichte mich mit meiner Person dafür, daß Sie gesund und wohlbehalten aus Berlin herauskommen. Dadurch würde der Reichshauptstadt der vernichtende Endkampf erspart." Aber Hitler lehnte ab. Auch als Axmann am folgenden Tag denselben Vorschlag machte und das Leben jedes einzelnen Hitlerjungen für ein sicheres Geleit ihres Führers verpflichtete, weigerte sich dieser wiederum.

Nachdem sich im Bunker herumgesprochen hatte, daß von Wenk keine Hilfe mehr zu erwarten sei und daß Hitler den Ausbruch abgelehnt habe, verbreitete sich eine richtige Weltuntergangsstimmung. Jeder versuchte, seinen Jammer mit

Alkohol zu betäuben. Die besten Weine, Liköre und Delikatessen wurden aus den großen Vorräten entnommen. Während die Verwundeten in den Kellern und U-Bahn-Schächten der Stadt nicht einmal den brennendsten Hunger und Durst stillen konnten und viele von ihnen nur wenige Meter von uns entfernt in den Untergrundbahnhöfen des Potsdamer Platzes lagen, floß hier der Wein in Strömen.

Gegen 2 Uhr morgens legte ich mich völlig abgespannt hin, um noch einige Stunden Schlaf zu finden. Aus dem Nachbarraum schallte Lärm. Dort saßen Bormann, Krebs und Burgdorf in angeregter Zecherrunde. Etwa zweieinhalb Stunden später weckte mich Bernd, der unter mir in seinem Bett lag, mit den Worten: „Du versäumst etwas, mein Lieber, hör' Dir das mal mit an. Das geht schon eine ganze Weile in dieser Lautstärke." Ich richtete mich auf und lauschte. Burgdorf schrie gerade auf Bormann ein:

„Ich bin vor dreiviertel Jahr mit meiner ganzen Kraft und mit großem Idealismus an meine jetzige Aufgabe herangegangen. Ich habe mir immer wieder das Ziel gesetzt, Partei und Wehrmacht aufeinander abzustimmen. Ich bin dabei so weit gegangen, daß ich von meinen Kameraden aus der Wehrmacht geschnitten und verachtet worden bin. Ich habe mein Möglichstes getan, um das Mißtrauen Hitlers und der Parteileitung gegen die Wehrmacht zu beseitigen. Man hat mich schließlich in der Wehrmacht einen Verräter am Offiziersstand gescholten. Heute muß ich einsehen, daß diese Vorwürfe berechtigt waren, daß meine Arbeit umsonst, mein Idealismus falsch, ja, nicht nur das, daß er naiv und dumm war." Schwer atmend hielt er einen Augenblick inne. Krebs versuchte ihn zu beschwichtigen, und bat ihn, doch auf Bormann Rücksicht zu nehmen. Aber Burgdorf fuhr fort: „Laß mich man, Hans, einmal muß das doch alles gesagt werden. Vielleicht ist es in 48 Stunden schon zu spät dazu."

„Unsere jungen Offiziere sind mit einem Glauben und Idealismus, wie er in der Weltgeschichte einmalig ist, hinausgezogen. Zu Hunderttausenden sind sie mit einem stolzen Lächeln in den Tod gegangen. Aber wofür denn? Für ihr geliebtes deutsches Vaterland, für unsere Größe und Zukunft? Für ein anständiges, sauberes Deutschland? Nein. Für Euch sind sie gestorben, für Euer Wohlleben, für Euren Machthun-

ger. Im Glauben an die gute Sache ist die Jugend eines 80-Millionen-Volkes auf den Schlachtfeldern Europas verblutet, sind Millionen unschuldiger Menschen geopfert worden, während Ihr, die Führer der Partei, Euch am Volksvermögen bereichert habt. Gepraßt habt Ihr, ungeheure Reichtümer zusammengerafft, Rittergüter gestohlen, Schlösser gebaut, im Überfluß geschwelgt, das Volk betrogen und unterdrückt. Unsere Iedale, unsere Moral, unseren Glauben, unsere Seele habt Ihr in den Schmutz getreten. Der Mensch war für Euch nur noch das Werkzeug Eurer unersättlichen Machtgier. Unsere Jahrhunderte alte Kultur, das deutsche Volk habt Ihr vernichtet. Das ist Eure furchtbare Schuld!"

Die letzten Sätze hatte der General fast beschwörend geschrien. Es war ganz still im Bunker geworden. Man konnte sein keuchendes Atmen hören. Kühl, überlegt und ölig kam die Stimme Bormanns, und das war alles, was er zu erwidern wußte:

„Aber mein Lieber, Du mußt doch nicht persönlich werden. Wenn sich die andern auch alle bereichert haben, ich bin doch frei von Schuld. Das schwöre ich Dir bei allem, was mir heilig ist. — — Prost, mein Lieber!"

Bei allem, was mir heilig ist. Wußte doch jeder, daß er einen großen Besitz in Mecklenburg und einen weiteren in Oberbayern erworben hatte, und daß er sich am Chiemsee eine feudale Villa bauen ließ. Hatte er uns nicht wenige Stunden vorher Rittergüter in Aussicht gestellt? Das war der heilige Schwur des höchsten Führers der Partei nach Adolf Hitler.

Ich versuchte noch einmal einzuschlafen, was mir aber nicht gelang. Gegen 5.30 Uhr setzte das russische Artilleriefeuer wieder ein, heftiger als zuvor. Die Beschießung war in ein nicht mehr endendes Trommelfeuer ausgeartet, wie ich es während des ganzen Krieges nicht erlebt hatte. Die Ventilatoren mußten oft über eine Stunde lang abgestellt werden. Die obersten Betondecken wurden an verschiedenen Stellen durchschlagen, und wir konnten den Mörtel auf die untere Betonschicht regnen hören. Unter das Bersten der Granaten mengten sich die dumpferen schweren Detonationen der Fliegerbomben. Ein Orkan von Feuer und Eisen ging auf die Reichskanzlei und das Regierungsviertel nieder. Die Antenne

unseres 100-Watt-Senders wurde zertrümmert, die Leitungen zu den verschiedenen Verteidigungsabschnitten in der Stadt zerstört. Immer wieder glaubten wir, das Feuer hätte seinen Höhepunkt erreicht, aber jedesmal mußten wir uns eines Besseren belehren lassen. Der Mangel an frischer Luft wurde unerträglich. Kopfschmerzen, Atemnot und Schweiß machten sich im Laufe des Tages immer stärker bemerkbar. Die Menschen im Bunker versanken in ein stumpfes Dahinbrüten. Im ersten Morgengrauen griffen die Russen am Belle-Alliance-Platz an und stießen in die Wilhelmstraße vor. Nun trennten uns nur noch etwa 1000 Meter vom Feind. Auch die ausgesuchten Leute des Freikorps Adolf Hitler konnten diesem Ansturm nicht mehr standhalten.

Gegen Mittag gelang es einem unserer Melder bis zum Kommandanten Berlins durchzudringen und lebend wieder zurückzukommen. Die Lage verschlechterte sich in den übrigen Stadtgebieten ebensosehr wie im Zentrum. Charlottenburg war fast ganz verloren. Der Russe stand schon auf der Ost-West-Achse am „Knie". Das Rückgrat der Verteidigung im inneren Stadtgebiet waren die Flaktürme im Humboldthain, Friedrichshain, Zoo und die Geschütze auf dem Shellhaus. Im Wirkungsbereich dieser Befestigungen konnten die Russen keine nennenswerten Erfolge erzielen. An anderen Stellen drangen sie dafür um so tiefer in das Stadtinnere ein. Im Laufe des Morgens erfuhren wir, daß es der tapferen Hanna Reitsch tatsächlich gelungen war, mit dem verwundeten Generalfeldmarschall Ritter von Greim zu starten. Unter den Linden am Brandenburger Tor war sie in die Luft gekommen und hatte das Stadtgebiet unbeschadet hinter sich gebracht. Die Versorgung der Verwundeten gestaltete sich an allen Abschnitten immer schwieriger. Es fehlte an Ärzten, Verbandmaterial, Medikamenten und immer wieder an Wasser.

Als ich in den Mittagsstunden mit den Vortragsunterlagen nach unten ging, bot sich mir ein komisches Bild. Burgdorf, Krebs und Bormann waren im Anschluß an ihre leidenschaftliche nächtliche Auseinandersetzung von ihren bisherigen Bunkern in den kleinen Vorraum vor der Wohnung Hitlers übergesiedelt. Voll des süßen Weines, laut schnarchend und die Beine weit von sich gestreckt, lagen die drei Paladine in tiefen Sesseln, die man vor die rechte Wandbank gestellt

hatte. Die Fülle ihrer Leiber hatten sie mit Decken und Kissen bedeckt. Wenige Schritte entfernt am gegenüberstehenden Tisch saß Hitler, neben ihm Goebbels; auf einer Bank links an der Wand Eva Braun. Hitler erhob sich. Es war für ihn und den Vortragenden nicht ganz einfach, über die ausgestreckten Beine so hinwegzusteigen, daß die fest Schlummernden nicht geweckt wurden. Goebbels befleißigte sich dabei einer ganz besonderen Rücksichtnahme. Eva Braun mußte bei diesem Anblick lächeln.

In den Abendstunden dieses Tages wurde der General der Waffen-SS Fegelein von SS-Offizieren in den Bunker gebracht. Er war, wie schon berichtet, fahnenflüchtig geworden und hatte in Zivilkleidern Berlin verlasesn wollen. Nachdem ihm alle Abzeichen und Auszeichnungen abgerissen worden waren, sprach Hitler das Todesurteil durch Erschießen aus. Was Eva Braun dazu sagte, ob sie ein Wort für ihren Schwager einlegte, erfuhren wir nicht. Entweder hatte sie keinerlei Einfluß auf ihren Mann oder sie war ebenso fanatisch wie er. Bei Morgenanbruch des 29. April wurde ein Exekutionspeleton von SS-Soldaten zusammengestellt und Fegelein im Innenhof der Reichskanzlei erschossen. Die Lethargie im Bunker war schon so weit vorgeschritten, daß auch dieses Ereignis die Gemüter nicht mehr bewegen konnte.

Gegen 9 Uhr setzte der Artillerieorkan für kurze Zeit aus. Die Russen griffen in der Wilhelmstraße an, ihr Ziel war die Reichskanzlei und mit ihr der höchste Preis dieses Krieges, Adolf Hitler. Alles hielt den Atem an: War der Augenblick gekommen? Nach einer Stunde kam ein Melder, der berichtete, daß der Feind 500 Meter vor der Reichskanzlei zum Stehen gebracht worden sei.

Bernd und ich stehen an unserem Schreibtisch über die Karten von Berlin gebeugt. Gestern abend haben wir den Entschluß gefaßt, nicht auf das Ende hier im Bunker zu warten. Wir haben einen Plan ausgeheckt, wie wir mit Zustimmung Hitlers versuchen wollen, auszubrechen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten; entweder kämpfend als Offiziere in den sicheren Tod zu gehen oder mit einem Auftrag für Wenk auszubrechen. Als Krebs in unseren Bunker kommt, tragen wir ihm unseren Entschluß vor. Er ist nicht sofort entschlossen, unseren Plan zu billigen. Wie nicht anders zu erwarten

war, fürchtet er Schwierigkeiten bei Hitler. Es gelingt uns aber, Burgdorf auf unsere Seite zu ziehen, und ganz überraschend kommt uns auch Bormann zu Hilfe. Auch der Oberstleutnant Weiß will sich unserem Vorhaben anschließen. Mit Hilfe von Burgdorf und Bormann überzeugen wir schließlich Krebs, daß es sehr wichtig wäre, mit Wenk Verbindung aufzunehmen, von dem wir seit Tagen keine Nachricht mehr erhalten haben. Selbstverständlich gehen wir in unserer Argumentation mit Bormann von der Voraussetzung aus, „daß der Endsieg sicher ist". Um 12 Uhr bittet uns Hitler zur Orientierung. Die Unterlagen zum Vortrag sind äußerst dürftig. Es herrscht nur noch Klarheit über die Lage im Zentrum der Stadt, im übrigen ist das Kampfbild durch widersprechende Gerüchte und Vermutungen gänzlich verworren.

Im Anschluß an die Lageorientierung will Krebs versuchen, Hitler für unseren Plan zu gewinnen. Der große Augenblick ist gekommen. Krebs ist mit seinem Vortrag fertig und fügt ganz beiläufig hinzu, daß drei junge Offiziere aus Berlin ausbrechen wollen, um zu General Wenk durchzustoßen. Hitler blickt von der Karte auf und sieht wie geistesabwesend vor sich hin. Dann, nach sekundenlangem Schweigen fragt er: „Wer sind die Offiziere?" Krebs nennt unsere Namen. „Wer ist das, und wo sind sie jetzt?" Nun antwortet Burgdorf und gibt die gewünschte Aufklärung. Wieder vergehen einige Sekunden unerhörter Spannung für uns, Sekunden, die eine Ewigkeit zu währen scheinen. Freytag sieht mich an, und ich fühle, daß bei ihm jeder Nerv ebenso gespannt ist wie bei mir. Plötzlich blickt mir Hitler ins Gesicht und fragt: „Wie wollen Sie aus Berlin rauskommen?". Ich trete an den Tisch und erkläre ihm an Hand der Karte unseren Plan: Am Tiergarten entlang, dann Zoo, Kurfürstendamm — Adolf-Hitler-Platz — Stadion — Pichelsdorfer Brücken. Von dort mit einem Paddelboot zwischen den Russen hindurch auf der Havel entlang bis Wannsee. Hitler unterbricht mich: „Bormann, besorgen Sie den Dreien sofort ein elektrisches Motorboot, sonst kommen sie niemals durch." Ich spüre, wie mir das Blut in den Kopf schießt. Ist es geglückt oder soll zu guter Letzt noch alles an diesem elektrischen Motorboot scheitern. Woher in aller Welt soll sich Bormann in unserer gegenwärtigen Lage ein elektrisches Motorboot besorgen? Bevor Bormann ant-

worten kann, fasse ich mich und sage zu Hitler: „Mein Führer, wir werden uns ein anderes Motorboot besorgen und den Schall dämpfen. Damit kommen wir bestimmt durch." Er ist zufrieden, wir atmen auf. Langsam erhebt er sich, blickt uns müde an, reicht jedem von uns die Hand und sagt: „Grüßen Sie mir Wenk. Er soll sich beeilen, sonst ist es zu spät!"

Burgdorf händigt jedem von uns einen Passierschein für die deutschen Linien aus. Als wir wieder im Gang draußen stehen, schütteln wir uns überglücklich die Hände. Wir werden der Grabeskammer dieses modernen Pharao entrinnen, wir haben wieder eine Chance, wenn sie auch noch so gering ist. Die Uhr ist mittlerweile auf 12.45 Uhr vorgerückt. In fliegender Eile werden die Vorbereitungen getroffen, Dauerverpflegung eingepackt, Tarnjacken übergezogen, Stahlhelme aufgesetzt, Maschinenkarabiner umgehängt und die unentbehrlichen Karten eingepackt. Freytag trennt die roten Streifen von seiner Hose ab. Ein kurzes Händeschütteln und Abschiednehmen, dann geht es los. Es ist 13.30 Uhr am 29. April.

Weniger als 24 Stunden später fanden, nach den Angaben Axmanns, Hitler und seine Frau im Bunker der Reichskanzlei durch Selbstmord den Tod.

Am darauffolgenden Tage, dem 1. Mai, kurz bevor die Russen in den Bunker eindringen, begehen Burgdorf, Krebs und Goebbels Selbstmord, nachdem dieser vorher seine Frau und fünf Kinder in den Tod geschickt hatte. Bormann hat man, ebenfalls nach Axmanns Aussagen, angeblich an der Weidendammer Brücke tot liegen sehen. Vier Tage später folgte die Kapitulation.

Mit dem Verlassen der Reichskanzlei hat der Verfasser seinen eigentlichen Bericht beendet. Den letzten Auftrag Hitlers konnte er nicht mehr ausführen. Selbst wenn es den Russen nicht gelungen wäre, die Reichskanzlei zwei Tage später zu erreichen, so gab es doch längst keine Armee mehr, die Adolf Hitler hätte zu Hilfe eilen können. Aber vielleicht wird es den Leser interessieren, wie die drei jungen Offiziere durch die russischen Linien aus Berlin entkamen und wie der Verfasser glücklich die Heimat erreichte. Wir lassen ihn also noch einmal erzählen:

An die Mauerreste des kleinen Seitenhauses am Bunkerausgang geduckt, verharrten wir einige Minuten, um einen Granatwerferüberfall über uns ergehen zu lassen. Von irgendwo her pfiff eine Maschinengarbe über uns hinweg und grub sich in die Ruinen der Reichskanzlei ein. Vom Potsdamer Platz her zogen dicke Rauchschwaden mit Pulverdampf gemischt. Wir hasteten weiter an Granattrichtern, zerschossenen Wagen und Toten vorbei über die Hermann-Göring-Straße hinweg in den Tiergarten hinein. Hier war das Artilleriefeuer nicht ganz so heftig. Pötzlich sechs, acht, zehn russische Tiefflieger direkt im Anflug auf uns. Mit einem raschen Sprung waren wir in einem Häusereingang verschwunden. Draußen fielen Bomben und knatterten Bordkanonen. Hier im Hausflur saßen und lagen Menschen, aber was für Menschen! Verzweifelte Frauen, unwissende Kinder und mutlose Soldaten. Aus einer Ecke drang das Stöhnen Verwundeter. Wir rannten weiter. Neben einem Granattrichter lagen acht tote Zivilisten, einige bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Vorbei — weiter. Verwesungsgeruch, tote Pferde, zerschossene Fahrzeuge, brennende Häuser. Wir kletterten und stolperten vorwärts, immer weiter nach Westen. In einigen Vorgärten standen noch deutsche Geschütze, es waren wohl zehn oder fünfzehn. Seit Tagen schon waren sie stumm, ohne Munition.

So ging es vier Stunden, bis wir kurz vor 18 Uhr im Zoobunker eine halbe Stunde Ruhe fanden. Auch hier wieder das Schauspiel dicht gedrängter, verzweifelter Menschen. Bei

völliger Dunkelheit erreichten wir den Adolf-Hitler-Platz. Die ersten russischen Panzer waren schon am Nachmittag hier gewesen. Auf dem Gefechtsstand eines Hitler-Jugend-Führers erhielten wir einen Hitlerjungen, der sich anbot, uns in einem Personenwagen zum Reichssportfeld zu fahren. Mit unglaublichem Schneid und in rasender Fahrt jagte der kleine Mann mit uns durch den westlichen Teil Charlottenburgs. Kaum eine halbe Stunde, nachdem wir abgefahren waren, hallten unsere Schritte schon im großen Rund des Stadions. Keine Menschenseele war zu sehen. Das fahle Mondlicht verlieh dem Riesenbau einen seltsamen Zauber. Die Nacht verbrachten wir bei einer kleinen Kampfgruppe der Hitler-Jugend und marschierten im Morgengrauen vom Reichssportfeld weiter auf die Havelbrücken bei Pichelsdorf zu. Wir waren inzwischen durch einige Soldaten verstärkt worden, um im Notfall einen Kampf aufnehmen zu können. Oberst von Below, der die Reichskanzlei einige Stunden später verlassen hatte, war auch noch zu uns gestoßen.

In den flachen Gräben vor der Pichelsdorfer Brücke, beiderseits der Heerstraße, lagen in kleineren oder größeren Abständen Hitlerjungen mit Panzerfäusten allein oder zu zweien. Die Morgendämmerung war bereits soweit vorgeschritten, daß sich die dunklen Umrisse schwerer russischer Panzer in der Nähe des Bahnhofs Heerstraße deutlich vom dunkleren Hintergrund abhoben. Sie standen mit Schußrichtung auf die Brücken. Zu dritt rannten wir mit äußerster Kraftanstrengung über die lange schmale Brücke und waren herzlich froh, als wir uns auf der anderen Seite im Schutz der Straßenböschung verschnaufen konnten. Nach einigen Stunden Suchen in dem kleinen Waldstück, das sich der Straße entlang zieht, fanden wir den Führer der sich dort verteidigenden Kampfgruppe in einem mit Holz abgestützten Erdbunker, der in dem ansteigenden Hang einer kleinen Senke gebaut war. Nachdem wir uns ausgewiesen hatten, erfuhren wir aus seinem Munde vom Schicksal seiner Leute: „Als vor etwa fünf Tagen die Kämpfe hier begannen", erzählte er, „waren es rund 5000 Jungen der Hitler-Jugend und einige Soldaten, die den verzweifelten Kampf gegen die erdrückende Übermacht aufnahmen. Die nur mit Gewehren und Panzerfäusten notdürftig ausgerüsteten Jungen hatten

durch die Wirkung des verheerenden Artilleriefeuers furchtbare Verluste erlitten. Von den 5000 Jungen waren nur noch etwa 500 kampffähig. Keine Reserven, keine Ablösungen trafen ein, um den übermüdeten Jungen auch nur kurze Zeit Schlaf zu gönnen." Wir gingen hinaus, und der Führer der Kampfgruppe, Obergebietsführer Schlünder, fügte bitter hinzu: „Das Schlimmste für meine Jungen ist, wenn sie in den ruhigen Nächten das verzweifelte Schreien der Frauen und Mädchen hören."

Ein verbrecherisch gewissenloser Befehl hatte diesen Kindern Waffen zum Töten in die Hände gegeben und sie obendrein einer erdrückenden Übermacht gegenübergestellt, die ihren sicheren Tod von vornherein Gewißheit sein ließ.

Am 1. Mai kurz nach Mitternacht stießen wir mit einem Paddelboot von der schmalen Landzunge der Insel zwischen den beiden Havelarmen bei Pichelsdorf ab. Unser Ziel war Wannsee, jenseits der russischen Linien. Dort sollte sich noch eine kleine deutsche Kampfgruppe befinden. Ich saß vorne im Boot, meinen Maschinenkarabiner schußbereit, hinter mir Oberstleutnant Weiß und dann Bernd, die beide paddelten. Anfangs wählten wir die Mitte der breiten Havel, flüchteten aber in das schützende Dunkel des westlichen Ufers, als vor uns in der Höhe des Kaiser-Wilhelm-Denkmals eine russische Bootsperre auftauchte. Die Nacht war sternenklar und kühl. Bei Kladow fuhren wir so dicht unter der Küste entlang, daß wir das Sprechen russischer Soldaten, das Surren von Motoren und andere klappernde Geräusche deutlich unterscheiden konnten. Gegen 2.45 Uhr passierten wir Schwanenwerder. Aus den hell erleuchteten Villen schallte Gelächter und Johlen an unser Ohr. Gleich hinter Schwanenwerder schlug uns eine kräftige Brise aus dem großen Wannsee entgegen, die das tiefliegende Paddelboot mit Wasser vollzuschlagen drohte. Im ersten Zwielicht landeten wir bei den Resten der 20. Grenadierdivision auf der Halbinsel Wannsee. Ein kleiner Schrecken durchfuhr uns noch nachträglich, als wir bei der Landung die auf unser Boot gerichtete Panzerabwehrkanone sahen.

Die hier kämpfende Gruppe hatte schon Vorbereitungen getroffen, in der Nacht vom 1. zum 2. Mai auszubrechen, um südlich von Potsdam Anschluß an die Überreste der Armee

Wenk zu gewinnen. Wir wurden mit einem lauten Hallo von Major Meier, Zander und Lorenz begrüßt, die schon früher aus der Reichskanzlei dort eingetroffen waren und die Absicht hatten, mit ihren Booten in der Gegend von Gatow an Land zu gehen, um von dort aus den Marsch nach Westen anzutreten. Wir drei hingegen schlossen uns der Division an. Der Ausbruch war von vornherein zum Scheitern verurteilt. An der Panzersperre einer S-Bahn-Unterführung vor der Brücke über den Verbindungsarm zum kleinen Wannsee wurde die Masse der deutschen Soldaten zusammengeschossen. Tote und Verwundete häuften sich zu Hunderten auf der halb zerstörten Brücke. Nur wenigen gelang es, am jenseitigen Ufer einen kleinen Brückenkopf zu bilden. Die Russen machten jedoch in derselben Nacht noch einen Gegenangriff, der in einem furchtbaren Gemetzel endete. Fast keiner entging ihnen. Weiß geriet hierbei in Gefangenschaft. Bernd und ich verbargen uns, als alles verloren war, in einem Tannendickicht. Im Morgengrauen des 2. Mai zogen wir unsere Uniformen aus und vertauschten sie mit alten, abgerissenen Zivilkleidern. Bis zur nächsten Nacht gruben wir uns mit Händen und Füßen in den lockeren Waldboden ein und entgingen dadurch der Gefangenschaft. Die Russen suchten den ganzen Tag über das Waldgelände ab, entdeckten uns aber nicht.

Erst am 3. Mai erfuhren wir vom Ende der Schlacht um Berlin und Hitlers Tod. Damit waren wir unseres Auftrags, der ja von vornherein völlig aussichtslos gewesen war, entbunden. Am gleichen Tage noch traten wir den Marsch nach Südwesten an. Unser unmittelbares Ziel war der Elbübergang bei Wittenberg. Als Marschroute wählten wir Teltow und den Truppenübungsplatz Jüterbog in der Annahme, daß die russischen Soldaten sich eher an belebte Ortschaften als an einen verlassenen Truppenübungsplatz halten würden. Der Strom fremdländischer Arbeiter brachte uns auf den Einfall, fortan als französische Arbeiter aus Luxemburg aufzutreten. Wir verfügten beide über genügend französische Sprachkenntnisse, um uns in dieser Verkleidung ziemlich sicher zu fühlen.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, und wir hatten gerade nichts ahnend eine verlassene Ortschaft in der Nähe von Jüterbog passiert, als plötzlich ein russischer Lastkraft-

wagen um die Ecke bog und vor uns halten blieb. Ein Dutzend Soldaten mit einem Kommissar an der Spitze waren im Nu vom Wagen heruntergesprungen und hatten uns umringt. Die Mündungen ihrer Maschinenpistolen waren drohend auf uns gerichtet. Mit gut gespielter Entrüstung wiesen wir alle Behauptungen, „Germanski"-Soldaten zu sein, zurück und beteuerten gestikulierend in einem Wortschwall französischer Kraftausdrücke, daß wir nichts mit den Germanski zu tun hätten. Sie schienen uns aber doch nicht ganz zu glauben, denn nach kurzem Zögern fingen sie an, die „französischen" Zivilisten einer rücksichtslosen Leibesvisitation zu unterziehen. Dabei förderten sie Wehrmachtuhren, Ringe, Kompasse, Schokolade, ein Amulett und leider auch einige Generalstabskarten zutage. Die Beweislast war erdrückend. Der Kommissar fuchtelte mit den Karten und Kompassen in der Luft herum und schrie uns erregt „Germanski-Soldat" an. Auf einmal befahl er uns hinzusitzen. Wir waren auf das Schlimmste gefaßt, aber es ging noch einmal glimpflich ab. Er hatte es nur auf unsere Reitstiefel abgesehen. Während ein russischer Soldat daran zog, fingen die andern an, sich laut und zäh um die Beute zu streiten. Der Streit wurde immer lebhafter, und zu unserem Glück beteiligte sich auch der Kommissar daran. Uns schienen sie ganz vergessen zu haben. Da trat ein grinsender, gutmütig aussehender älterer Russe vor uns hin und machte eine nicht mißzuverstehende Handbewegung. Wir gaben Fersengeld so schnell wir konnten, und lautlos auf unseren Socken waren wir in wenigen Sekunden um die nächste Ecke verschwunden.

Am folgenden Tag erreichten wir die See-Enge bei Trebbin und übernachteten in einer kleinen Jagdhütte. Es mag wohl 1 Uhr nachts gewesen sein, als uns ein ziemlicher Lärm weckte. Scheinwerferlicht blendete unsere Augen, nur durch die eingeschlagenen Fensterscheiben sahen wir mehrere Gewehrmündungen auf uns gerichtet. Wieder eine russische Patrouille. Dieses Mal spielten wir unsere Rolle schon im Bewußtsein, keine Verdacht erregenden Wertgegenstände mehr bei uns zu haben, so überzeugend, daß die Russen nach kurzem Ratschlagen wieder abzogen. Um die Mittagsstunde dieses Tages hatten wir eine seltsame Begegnung. Bernd und ich standen an der Brüstung einer Straßenüberführung der

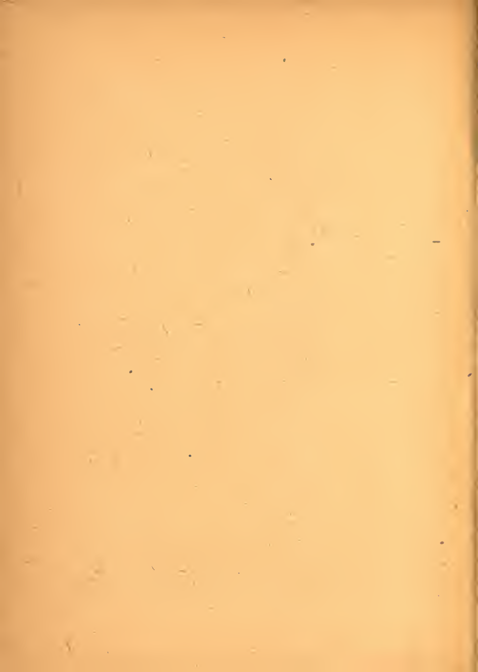
Reichsautobahn gelehnt und begutachteten als alte Soldaten die unter uns vorbeiziehenden russischen Truppen, die sich in zwei endlosen Kolonnen auf der Autobahn nach Westen wälzten. Wir waren so ins Gespräch vertieft, daß wir gar nicht gehört hatten, wie hinter uns ein Lastwagen auf der Brücke hielt. Ein russischer Offizicr tippte mich von hinten auf die Schultern und fragte aus dem Führerhaus des Wagens heraus in gebrochenem Deutsch nach der Straße. In noch gebrochenerem Deutsch mit französischem Akzent gab ich ihm die gewünschte Auskunft. Der Wagen rollte weiter, und wir blickten ihm erleichtert nach. Wer beschreibt aber unsere Bestürzung, als wir hinten zwischen zehn gefangenen deutschen Soldaten Oberstleutnant Weiß sitzen sahen, den wir beim Ausbruch aus Wannsee verloren hatten.

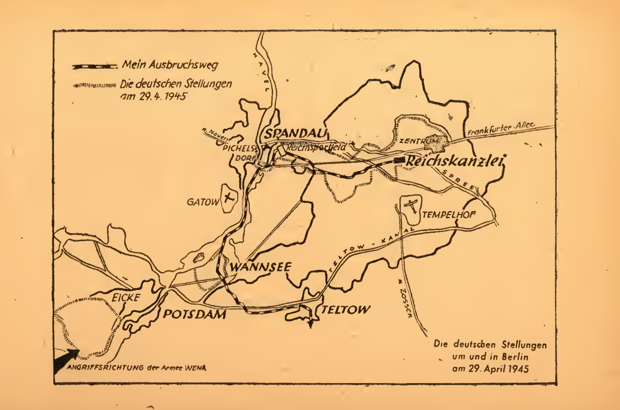
Am nächsten Tag am Straßenschild „Wittenberg 18 km", hinter einer unübersichtlichen Kurve, liefen wir wieder einer russischen Straßenkontrollc in die Hände. Dieses Mal wurden wir in eine Gruppe von 60 bis 70 Franzosen, Holländern und Belgiern eingereiht und in ein acht Kilometer entferntes Durchgangslager für Fremdarbeiter gebracht. Die Ironie wollte es, daß die Russen alle, die sich als Deutsche ausgegeben hatten, unbehelligt ihres Weges ziehen ließen. Im Lager wurden wir registriert und erfuhren bald, daß beabsichtigt war, uns mit amerikanischen Lastkraftwagen nach Westen abzutransportieren. Wir zogen es daher vor, das Weite zu suchen, und erreichten auch 24 Stunden später ohne weitere Zwischenfälle Wittenberg. Die nächsten Tage vergingen mit mehreren mißglückten Versuchen, unbemerkt die Elbe zu überqueren. Ich hatte mir überdies eine Vergiftung zugezogen und fühlte mich schwach und elend. Eines Abends landeten wir beide unerwartet in einem russischen Barackenlager bei Oranienburg, wiederum als unfreiwillige Gäste der russischen Armee. Ein andermal mußten wir einen fast gelungenen Versuch, den Fluß zu überqueren, aufgeben, weil die Strömung zu stark war und meine Kräfte nicht ausreichten. Schließlich, am 11. Mai, mittags, gelang es uns nördlich von Rangun, das breite Wasser zu durchschwimmen. Am anderen Ufer angelangt, warfen wir uns erschöpft ins Gras. Endlich waren wir auf amerikanischem Gebiet angelangt.
Am nächsten Morgen um 5 Uhr nahmen Bernd und ich

schweren Herzens Abschied voneinander. Er wanderte nach Süden in Richtung Leipzig, ich nach Norden Lübeck zu. Wir waren in diesen letzten Tagen und Wochen richtige Freunde geworden. Ein unvergeßlicher, wenn auch furchtbarer Abschnitt unseres Lebens lag hinter uns.

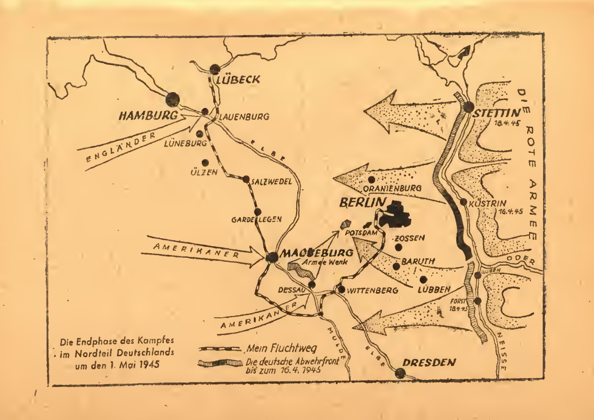
Noch eine volle Woche mußte ich wandern und etliche Abenteuer bestehen, bis ich endlich am 19. Mai wohlbehalten bei Frau und Kind eintraf.

Zwei Kartenskizzen auf den folgenden Blättern




Mein Ausbruchsweg
Die deutschen Stellungen am 29.4.1945
HAVEL
n. Nauen
SPANDAU
PICHELSDORF
Reichssportfeld
ZENTRUM
Frankfurter Allee
Reichskanzlei
SPREE
GATOW
TEMPELHOF
TELTOW - KANAL
WANNSEE
n. ZOSSEN
EICKE
POTSDAM
TELTOW
ANGRIFFSRICHTUNG der Armee WENK
Die deutschen Stellungen um und in Berlin am 29. April 1945





Die Endphase des Kampfes im Nordteil Deutschlands um den 1. Mai 1945





